Laurahütte-Siemianowitzer Zeitung

Erscheint Montag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und kostet vierzehntägig ins Haus 1,25 Zloty. Betriebsstörungen begründen keinerlei Anspruch auf Rückerstattung des Bezugspreises.

Einzige älteste und gelesenste Zeitung von Laurahütte-Siemianowitz mit wöchentlicher Unterhaltungsbeilage.



Anzeigenpreise: Die 8-gespaltene mm-Zl. für Polnisch-Oberschl. 12 Gr., für Polen 15 Gr.; die 3-gespaltene mm-Zl. im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Bei gerichtl. Beitreibung ist jede Ermäßigung ausgeschlossen

Geschäftsstelle: Siemianowice (Śląskie), ulica Bytomska (Beuthenerstraße) 2

Fernsprecher Nr. 501 — Fernsprecher Nr. 501

Nr. 198 — Sonntag, den 25. Dezember 1932 — 50. Jahrgang

Weihnachten

Ganz sachte ist Weihnachten ins Land gezogen. Und wieder verkünden alle Kirchen die frohe Botschaft von dem Kindlein, das uns heute geboren ward, von Hirten und dem Lobgesang der Engel. Wir hören die Kunde nicht zum erstenmal, sie ist uns nicht mehr neu, und dennoch ergreift sie uns tief, so daß auch wir einstimmen in das „Ehre sei Gott in der Höhe!" Es fällt vielleicht nicht allen so ganz leicht, denn sie machen den Vater im Himmel verantwortlich für das Leid, das ihnen auf Erden widerfuhr. Auf leichten Sohlen geht das Glück, das Unglück kommt in tappigem Polterschritt. Es brach herein, schnell und ungerufen. Vor zwei Jahren noch blühte in Oberschlesien die Arbeit. Die Hände flogen und auf der Stirne stand der Schweiß. Nun ist die Notzeit gekommen, die Arbeit ruht, Erwerb und Verdienst sind geschwunden. Bei allem Nichtstun doch ein ungewöhnlicher Kampf ums Dasein, ein erbittert zähes Ringen um des Lebens Notdurft. In diese Sorgen hinein tönt Weihnachtsglockenklang, die Engel verkünden die Geburt des Herrn. Die Töne schlagen an verhärtete Herzen, die gefühllos geworden sind im Ringen um die Erhaltung des Lebens, bei all den Enttäuschungen, die jeder Tag aufs neue bringt. Was nützt die Verkündigung der Liebe von oben ihm, mit dem das Schicksal so lieblos verfährt, was nützt die Verheißung des Friedens auf Erden dem, der ruhelos hin und her getrieben wird? Und dennoch! Das Kind, das heut geboren ward, lag in einem Stalle und die Engel erzählten das Ereignis zuerst den Hirten. Dürftigkeit herrschte auch in Betlehem. Weihnachten gilt auch den Mühseligen und Beladenen. —

Zur Wirtschaftsnot kommt für uns Deutsche auch noch die nationale. So mancher unserer Brüder leidet um seines Volkstums willen. Der Brauch ist nun ganz allgemein geworden, daß man bei schlechtem Geschäftsgang zuerst die Angehörigen der Minderheit bevorzugt und sie in erster Linie ausschaltet. Es ist nicht der Geist von Bethlehem, der sich bei solchem Tun bemerkbar macht. Um so mehr ist es die Pflicht der Volksgenossen, dem Bruder schützend und helfend beizustehen. Weihnachten ist das große Fest der Gaben und Geschenke. Sie werden unter dem Christbaum aufgebaut, um den Angehörigen und Hausgenossen eine Freude zu bereiten. In unseren schweren Tagen hat sich der Brauch viel weiter ausgedehnt. Wir sammeln Gaben von Haus zu Haus für die Enterbten des Glücks. Sollen wir da nicht in erster Linie derer gedenken, die mit uns gleichen Stammes sind, um ihnen zu zeigen, daß wir ihre Brüder sein wollen? Wir müssen ihnen die Last tragen helfen, die ihnen zu schwer geworden ist. Dann schwindet des Herzens Härtigkeit und die Bruderliebe macht sie empfänglicher für die Botschaft von oben.

Weihnachten in schwerer Zeit der Not. So war es schon öfters in der Geschichte unseres Volkes. Das Schicksal hat sich immer wieder gewendet, die bösen Zeiten wichen anderen, die besser waren. Auch heute scheint die Welt an einem solchen Wendepunkt angekommen zu sein. Noch ist von einer Besserung nichts Rechtes zu bemerken. Doch die Hoffnung erwacht und die Erwartung wird gespannt. Wenn die Zeichen nicht trügen, liegt vor uns eine bessere Zeit, und wir stehen davor, wie das Kind vor dem Christbaum, erwartungsvoll und hoffnungsbereit. Wie wäre es doch von Segen, wenn es auch hier ein Weihnachten gäbe!

Wie die Verhältnisse nun einmal sind, feiern wir das Fest heute auf gar verschiedene Weise. Der eine in hergebrachter Art im Kreise seiner Familie, zufrieden und glücklich. Die Kerzen werden angezündet am Weihnachtsbaum, die Hausgenossen stehen davor und freuen sich am Weihnachtsglanz. Der andere sitzt in seiner ungeheizten Stube beim kargen Mahl und nur von außen dringt Weihnachtsluft und Weihnachtsduft in seine Behausung, ohne die rechte Feststimmung aufkommen zu lassen. Der Dritte lungert auf den Straßen herum, ohne ein rechtes Heim. Er schaut auf die erleuchteten Fenster der anderen und denkt vielleicht mit Wehmut an glücklichere Tage, an denen auch er Festfreude erlebte. Der vierte ist ein Bewohner der Halde. Kein festlicher Ton dringt zu ihm, er wird es kaum gewahr, daß die Christenheit eines ihrer größten Feste feiert.

Weihnachten einst und jetzt. Ein scharfer Gegensatz, den die Zeit und die Verhältnisse aufgerissen haben. Man muß es der Zeit überlassen und hoffen, daß der große Gegensatz auch wieder schwinden wird. Der Tag muß wieder kommen, wo jeder wieder Weihnachten feiern kann, wenn es ihm beliebt. Dann klingen die Glocken wieder fröhlicher durch das Land und die Herzen werden wieder weit. Der Blick richtet sich wieder freudiger nach Bethlehem zu dem Kind in der Krippe, von dem soviel Segen ausging in die Welt.

Weihnachten ist ein deutsches Fest und das deutsche Gemüt hat es ausgestaltet mit all jener Innigkeit, ohne die wir uns dies Fest heute nicht mehr denken können. Der Christbaum, der mit dazu gehört, für uns unzertrennlich damit verbunden ist, stand zuerst in einer deutschen Stube, um von da aus weiter vorzudringen zu anderen Völkern. Wenn wir Weihnachten feiern, halten wir an einem guten Teil der Art unserer Väter fest. Das gehört ja schließlich auch dazu und verankert uns fester in unserem Volkstum, das wir nicht verlassen sollen.

Weltwirtschaftskonferenz wieder verschoben?

Die Gegensätze Hoovers-Roosevelt — Die Schuldenregulierung eine Gefahr für Amerika — Englische Besorgnisse

London. In einer Washingtoner Meldung der „Times" wird klar zum Ausdruck gebracht, daß Hoover, nachdem Roosevelt seine Vorschläge für die Eröffnung von Friedensverhandlungen abgelehnt hat, nunmehr, nach Ansicht der politischen Kreise Washingtons, **keine Schritte zur Einsetzung** des von ihm geplanten Schuldenausschusses ergreifen wird. Roosevelt und seine Berater befürchteten, daß eine Zusammenarbeit mit der jetzigen Regierung von den ausländischen Staaten als eine Festlegung der kommenden Regierung auf die Hooverschen Absichten aufgefaßt werden könne, die internationalen Wirtschaftsfragen mit dem Schuldenproblem und der Abrüstungsfrage zu verbinden. In politischen Kreisen Washingtons nimmt man an, daß die für den Januar festgesetzte zweite Versammlung des vorbereitenden Ausschusses der Weltwirtschaftskonferenz nunmehr auf unbestimmte Zeit verschoben werden wird.

In einem Leitartikel bedauert die „Times" die Ablehnung Roosevelts gegenüber dem Vorschlage Hoovers. Roosevelts Stellungnahme sei zwar **vollkommen verständlich**, da er sein Amt **nicht mit gebundenen Händen antreten wolle**. Aber sie bedeute die weitere Verzögerung eines dringenden Problems. Diese Verzögerung sei gefährlich. **Das amerikanische Interregnum, das eine Schwäche der amerikanischen Verfassung sei,** werde sich also möglicherweise als ein schwerer Nachteil für die ganze Welt erweisen.

Keine litauisch-polnische Verständigung

Der litauische Außenminister zur Wilnafrage

Kowno. Der halbamtliche „Lietuvos Aidas" veröffentlicht eine Unterredung mit dem litauischen Außenminister Dr. Zaunius, der in entschiedener Form gegen die in letzter Zeit aufgetretenen polenfreundlichen Tendenzen Stellung nimmt. In dem Artikel wird ausgeführt: Die litauische Außenpolitik werde nicht von einzelnen Personen oder Gruppen, sondern ausschließlich vom Willen des gesamten Volkes diktiert. Sowohl die Vergangenheit, als auch die Gegenwart und Zukunft weisen dem litauischen Volk den allein möglichen Weg: Der litauische Staat müsse mit der Hauptstadt Wilna verbunden sein. Anzweifelungen dieser tief verankerten Grundeinstellung müßten mit Empörung zurückgewiesen werden.

In Anbetracht dieser festen Einstellung habe Litauen in der Wilna-Politik eine Reihe Fortschritte zu verzeichnen. Rußland habe das Wilna-Gebiet als zu Litauen gehörend anerkannt. Die polnischen Versuche, den litauischen Widerstand zu brechen, seien im Haag gescheitert, womit der litauische Standpunkt als rechtmäßig anerkannt worden sei. Die Ablehnung von Beziehungen zu Polen sei ein Mittel zur Wiedergewinnung des okkupierten Wilnagebietes.

*

Die polnische Presse hat vor einigen Tagen Nachrichten verbreitet, daß sich in Litauen ein **Umschwung zur polnisch-litauischen Verständigung geltend** macht und daran die Hoffnung geknüpft, daß damit auch das Wilnaproblem geregelt ist. Diese Nachrichten haben in Litauen **einen Sturm von Entrüstungen heraufbeschworen**, die nun jetzt zu der Erklärung des litauischen Außenministers führten. An sich ist die Erklärung keine Ueberraschung und dennoch werden die litauischen Politiker einsehen müssen, daß für Polen gerade die Wilnafrage erledigt ist und weder Rußland noch Deutschland ein Interesse daran haben, sich dieses Konflikts wegen für Litauen zu engagieren. Will Litauen seine wirtschaftlichen Beziehungen zu Polen nicht regeln, so schadet es sich nur selbst, denn auch vom Standpunkt der internationalen Politik muß unterstrichen werden, daß jede neue Grenzrevision im Osten **unmittelbar zu einem Kriege führen muß**, der mindestens den Umfang der Weltkatastrophe von 1918 annehmen kann. Für Polen gibt es jedenfalls kein Wilnaproblem mehr und damit muß sich auch Litauen abfinden, wenn es auch seine Ansprüche von Zeit zu Zeit wiederholt. Zur Verständigung führt diese Politik nicht.

Affäre um einen Königsberger Hochschulprofessor

Dr. Schad, Professor und letztjähriger Rektor an der Königsberger Handels-Hochschule, wird beschuldigt, aus der Kasse der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Hochschule Beträge in Höhe von 5 500 Mark ohne die Genehmigung der zuständigen Persönlichkeiten, anscheinend für seine privaten Zwecke, genommen zu haben. Prof. Schad, der Präsident des Ostdeutschen Automobilklubs war, spielte in der Königsberger Gesellschaft eine große Rolle.

Zwei Todesurteile in Lemberg vollzogen

Warschau. An den Hauptangeklagten Danylyszyn und Bilas, die am Donnerstag im Lemberger Ukrainerprozeß zum Tode verurteilt wurden, ist am Freitag um ½7 Uhr morgens das Urteil vollstreckt worden. Sie wurden beide im Hofe des Gefängnisses gehängt. Der Staatspräsident hat nur bei dem dritten zum Tode verurteilten Angeklagten, Zurakowski, von seinem Gnadenrecht Gebrauch gemacht und ihm die Todesstrafe in 15 Jahre Gefängnis umgewandelt.

Neue Gefahren auf dem Balkan

London. Mehrere führende englische Persönlichkeiten, die von einer Reise nach Südslawien zurückgekehrt sind, empfehlen in einer in London veröffentlichten Erklärung, daß die englische Regierung zusammen mit den Regierungen Frankreichs, der Tschechoslowakei und Rumänien auf eine grundlegende Aenderung der südslawischen Verfassung drängen und bis zu deren Durchführung der Belgrader Regierung keine weiteren Finanzerleichterungen gewähren solle. Zu den Unterzeichnern der Erklärung gehören u. a. Lord Dushendon, Lord Noel-Buxton, Mister Fisher und Professor Gilbert Murray.

Angesichts der beinahe einstimmigen Opposition der südslawischen Westprovinzen gegen die Belgrader Diktatur, so heißt es in der Erklärung, sei eine Lage entstanden, die eine dauernde Versuchung für die einen südslawischen Einheitsstaat feindlich gegenüberstehenden Nachbarregierungen darstelle und die eine ständige Gefährdung des europäischen Friedens bedeute. Wenn ein vollkommener Zerfall Südslawiens verhütet werden solle, müsse eine bundesstaatliche Verwaltung mit Provinzautonomie eingeführt werden.

Direkte englisch-persische Verhandlungen

London. In Teheran finden zur Zeit direkte Verhandlungen zwischen der persischen Regierung und der englisch-persischen Oelgesellschaft statt. In unterrichteten persischen Kreisen wird Meldungen aus Teheran zufolge erklärt, daß die Verhandlungen noch vor dem 6. Januar zu einer friedlichen Regelung führen werden.

Anschlag auf einen Schnellzug in Spanien

Der Lokomotivführer angeschossen.

Madrid. Auf den von Avila abgehenden Schnellzug wurde am Freitag ein Anschlag verübt. Noch unbekannte Täter beschossen den Lokomotivführer, der schwer verwundet wurde. Glücklicherweise konnte er noch geistesgegenwärtig den Zug zum Stehen bringen und dadurch ein Unglück verhüten. In Granada und Bilbao ist es verschiedentlich zu Plünderungen von Läden durch Arbeitslose gekommen. In Madrid drangen ebenfalls Arbeitslose in einen Fleischerladen ein, wobei drei Personen verwundet wurden.

Rücktritt des bulgarischen Justizministers

Sofia. Wegen einer Interpellation über Bestechungen bei der Begnadigung von Strafgefangenen und über Mißbräuche bei der Versetzung von Richtern hat Justizminister Warbenoff am Donnerstag in der Nachtsitzung der Sobranje seinen Rücktritt erklärt. Eine Kabinettskrise wurde dadurch vermieden, daß am Schluß der Sitzung der Gesamtregierung durch Annahme der Tagesordnung das Vertrauen ausgesprochen worden ist.

*

Sofia. Die durch den Rücktritt des Justizministers hervorgerufene Lücke im Kabinett droht sich infolge einer Forderung der Agrarpartei zu erweitern. Die Agrarier fordern die Ueberlassung eines Ministeriums, um ihren Einfluß innerhalb der Regierung zu erhöhen. Sie verlangen eines der vier Ministerien für Handel, Inneres, Finanzen oder Eisenbahnen. Die Parteien, die bis jetzt Inhaber dieser Ministerien sind, weigern sich, den Forderungen der Agrarpartei nachzugeben und drohen mit dem Uebergang zur Opposition. Da ein Ausweg aus der Krise nicht ersichtlich ist, wird wahrscheinlich das Gesamtkabinett zurücktreten.

Mord auf offener Straße in Sofia

Sofia. Am Freitag früh wurde der Verwalter des Zentralgefängnisses auf offener Straße ermordet. Die Täter konnten flüchten. Der Ermordete gehörte den Protogerovisten an, war jedoch kürzlich zur Michailow-Gruppe übergetreten. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Racheakt wegen Verrats

Eine faschistische Partei in Japan

Tokio. Unter großer Teilnahme der Oeffentlichkeit fand am Donnerstag die Gründung einer neuen japanischen Partei mit faschistischen Bestrebungen, der sogenannten „Sozialen Liga", statt. Gründer der Partei ist der frühere Innenminister Kenzon Adatschi. 33 Kammerabgeordnete sind der neuen Partei bereits beigetreten. Die Partei findet eine günstige Aufnahme in der Armee, deren Angehörige teilweise an der Gründung beteiligt sind.

Die Bahnlinie zwischen dem Schwarzen und dem Aegäischen Meer eröffnet

Istanbul. Die von Deutschen, Dänen Schweden und Türken erbaute Samsun-Sivas-Eisenbahnlinie in Anatolien, die das Schwarze mit dem Aegäischen Meer verbindet, wurde am Donnerstag eröffnet. Der erste Zug trug die Aufschrift „Grüße vom Schwarzen an das Aegäische Meer".

Bisher beanspruchte die Reise von Mersina am Aegäischen Meer nach Samsun am Schwarzen Meer mehrere Wochen und mußte in Kraftwagen oder im Pferdefuhrwerk zurückgelegt werden.

Fünf Tote bei einer Munitionsexplosion

Rom. Wie erst jetzt bekannt wird, ereignete sich vor einigen Tagen bei einer Uebung der Seeschießschule von Nettuno eine **Munitionsexplosion, bei der ein Sergeant und vier Mann getötet wurden.** Die Beerdigung fand am Freitag im Beisein des Kriegsministers statt.

Dem Opium verfallen

Lodz. Vor dem Lodzer Gericht hatten sich der 27jährige W. Kupik und die 30jährige L. Jarzomb wegen einer Opiumaffäre zu verantworten. Kupik hatte einen Jungen mit einem Rezept für Opium in eine Apotheke geschickt. Das Rezept war angeblich durch den Lodzer Arzt Dr. Ebin ausgestellt. Es erwies sich jedoch, daß es gefälscht war, und daß K. selber die Fälschung vorgenommen hatte. Er besaß nämlich zu Hause eine kleine Druckerei, in der er die Rezepte und die Namen verschiedener Aerzte fälschen konnte. Vor Gericht bekannte sich der Angeklagte zur Schuld und erklärte, daß er Opium nehme und ohne das Gift nicht leben könne. Er beschrieb seine Leiden, die er im Gefängnis durchmachen mußte, da man ihm dort natürlich kein Opium gab. Das Gericht verurteilte beide Angeklagte zu sechs Monaten Gefängnis unter Anwendung einer Bewährungsfrist.

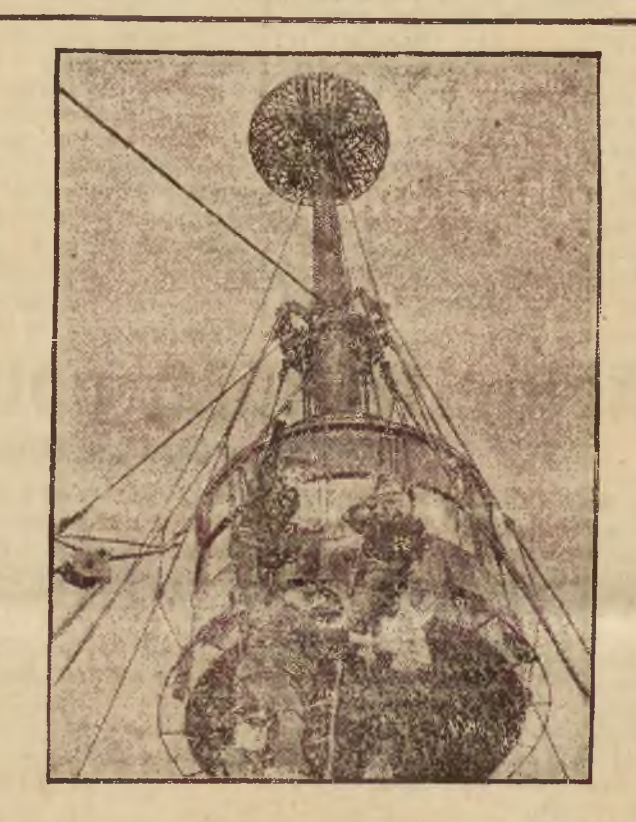
Frankreich ist nicht gebunden

Die Pariser Presse zur deutschen Gleichberechtigung — Angriffe gegen Außenminister Neurath

Paris. Die gesamte französische Presse bringt einen ausführlichen Auszug aus dem Artikel des Reichsaußenministers von Neurath im „Heimatsdienst". Zunächst nehmen aber nur die Rechtsblätter dazu Stellung. Das „Journal des Debats" schreibt, daß der am 11. Dezember unterzeichnete Wortlaut Deutschland durch die Anerkennung des Grundsatzes der Gleichberechtigung den die französischen Vertreter unter den gegenwärtigen Umständen anzuerkennen durch nichts verpflichtet waren, einen ungeheuren Vorteil gegeben habe Das Reich verliere keinen Augenblick, ihn auszunutzen. Wenn Neurath in seinem Artikel ankündige, daß die deutsche Regierung ohne Verzug an der Verwirklichung dieses Grundsatzes arbeiten werde, so sei nicht an ihrer Energie zu zweifeln. Leider sei man weniger sicher, daß Paul Boncour und sein Unterstaatssekretär Cot dem deutschen Vorhaben energisch genug entgegengetreten würden. Die Erklärung vom 11. Dezember habe Deutschland, das von der italienischen Presse unterstützt werde, ermutigt, so umfassend wie möglich die unerhörten Konzessionen auszunutzen. Sehr bezeichnend sei in dieser Hinsicht die Anschauung, daß die entmilitarisierte Rheinlandzone mit der Gleichberechtigung unvereinbar sei.

Der Vorsitzende des Heeresausschusses der Kammer, Fabry, vertritt im „Intransigeant" ungefähr den gleichen Standpunkt und beklagt sich darüber, daß die Fehler der französischen Politik dazu geführt hätten, daß Deutschland wieder aufrüste und die Verträge verletze, ohne daß man seine Haltung angeprangert habe. Deutschland schreite entschlossen der Rüstungsfreiheit entgegen. Für Schleicher sei das Gebiet frei. Hinter Paul Boncour, der sich an den „konstruktiven Plan" klammere, sei nur noch ein Meter festes Gebiet: die französische Armee.

Im „Echo de Paris" erklärt Pertinax zu dem Artikel Neuraths, man müsse leider feststellen, daß der Wortlaut vom 11. Dezember dem Reichsaußenminister Recht gebe. Es sei zwar vorgesehen, daß die Gleichberechtigung zum Ausdruck käme in einem Regime, das für alle Völker die Sicherheit gibt. Während aber die Gleichberechtigung mit Genauigkeit festgelegt worden sei, sei die Frage, was Sicherheit bedeute, offen geblieben.



Vor-Weihnachten auf dem Leuchtschiff

Die Besatzung des Leuchtschiffes „Mouse" vor der Themse-Mündung bekommt ihre Weihnachtsgeschenke. — Schon jetzt werden alle englischen Leuchttürme und Leuchtschiffe mit den Weihnachtsgaben bedacht, da sonst die Besatzungen der Postboote, die die Geschenke überbringen, selber nicht zum Heiligenabend bei ihren Lieben auf dem Festlande sein könnten.

Lehrerfrau im Kampfe mit einem Banditen

Lodz. In die Wohnung des Lehrers T. Faudy in der Volksschule hatte sich ein Dieb eingeschlichen. Er traf dort die Frau des Lehrers an, die sich ihm in den Weg stellte. Daraufhin zog der Dieb einen Revolver, schoß und verletzte die Frau. Trotzdem wich die Angegriffene aber nicht zurück und versuchte dem Dieb den Revolver zu entreißen, was ihr auch gelang. Durch das tapfere Verhalten der Ueberfallenen sah sich der Dieb schließlich gezwungen, die Flucht zu ergreifen. Die Polizei hat die Verfolgung aufgenommen.

Eine raffinierte Hochstaplerin gefaßt

Wilno. Die Wilnaer Polizei verhaftete eine gefährliche Diebin, die Marie Gajewska, die im öffentlichen Leben eine Doppelrolle spielte. In Warschau, wo sie ein eigenes Haus besaß, verkehrte sie in den besten Gesellschaftskreisen, während sie hin und wieder „Gastrollen" in der Provinz gab. Zu diesem Zwecke ging sie dann als Dienstmädchen oder Köchin in Stellung. Als sie kürzlich in der Wohnung eines Kaufmanns in Wilna einen Diebstahl ausführen wollte, wurde sie dabei erwischt. Jetzt erhielt die Polizei die Nachricht aus Radom, daß die Gajewska einem Advokaten gegen 10 000 Zloty gestohlen hat. Sie wurde der Radomer Polizeibehörde ausgeliefert.

Der König der Unfälle

Warschau. In der Synagoge auf der Pawiej 22 in Warschau ist der 70jährige Z. Smakowski als Diener beschäftigt. Dieser Greis trug früher einmal den Namen „König der Unglücksfälle". Dieser Beiname kam daher, daß Smakowski vor dem Kriege ein riesiges Büro unterhielt, in dem er eine ganze Menge Advokaten beschäftigte. Geschah nun irgend ein Unfall, so kaufte S. dem Opfer das Mahnrecht für die Entschädigung ab, strengte dann einen Prozeß an und erlangte so auf dem Gerichtswege die Entschädigungssumme. Als der Krieg ausbrach, besaß S. 10 Millionen Rubel, für die damaligen Verhältnisse eine phantastische Summe, die er in russischen Banken angelegt hatte. Die russische Revolution machte Smakowski zum Bettler. Gegenwärtig wohnt er in einem Asyl und ist Synagogendiener. Manche betrachten ihn als Vertrauten der Polizei, und aus diesem Grunde wurden schon öfters Ueberfälle auf ihn verübt. Vor Tagen erst wurde er in der Synagoge angefallen und ohnmächtig geschlagen. In diesem Zustande brachte man ihn ins Krankenhaus. Die Polizei führt die Untersuchungen in dieser Angelegenheit. Sie nimmt sich der Sache energisch an, da bei dem Ueberfall Smakowski 4000 Zloty gestohlen wurden, die er sich zusammengespart hatte.

Lebendig aufgespießt

Lodz. Auf dem Bahnhof in Lodz ereignete sich ein furchtbares Unglück, dem ein Arbeiter zum Opfer fiel. Von einem mit Holz beladenen Waggon stürzte der 31jährige Arbeiter R. Janas und fiel auf einen Zaunpfahl. Die Spitze des Pfahles bohrte sich dem Unglücklichen in die Lungengegend. In hoffnungslosem Zustande wurde der Schwerverletzte in das Spital gebracht.

Holk der Narr

Roman von Arno Franz

18)

Dieses Mädchen ist nicht egoistisch auf die eigene Person bedacht, sie hat ein Herz für andere. Und das, Herr Holk fehlt Ellen. Und das tut mir weh! Nun ist schließlich jeder Mensch das Produkt seiner Erziehung, seiner Umgebung und ganz offen, ich halte die Eltern Ellens nicht gerade für eine glückliche Umgebung. Man kann schließlich so einen Menschen erziehen. Ein Mann, der sich einem Weibe zuneigt, der muß immer aufbauen. Aber bis jetzt war alles erfolglos. Ellen hat für nichts etwas übrig, als für sich und... auch für mich! Kein Gemeinschaftsgefühl, kein Gedanke an den Nächsten. Noch ist ihre Seele leer und ich weiß nicht, ob ich sie je füllen kann. Sie liebt mich, weil ihr mein Aeußeres gefällt. Und das ist nicht genug!"

Holk sah gedankenvoll vor sich hin.

„Das ist nicht genug? Herr Weill... was erwarten Sie eigentlich vom Leben?"

Weill seufzte tief auf.

„Was ich erwarte? — — — der großen Liebe möchte ich begegnen! Ich sehne mich nach dem, was wir alle, alle ersehnen und dann schlagen wir doch alle unsere Sehnsucht mit äußeren Dingen tot. Was finden wir.. einen flüchtigen Rausch... oder eine gute Partie... und dann betäuben wir uns und reden unserem Herzen ein, daß wir doch richtig gehandelt haben."

„Ja!" entgegnete Holk bitter. „Sie suchen und bangen um die Erfüllung. Was soll ich dann tun?"

„Suchen, Herr Holk, suchen!"

„Vor mir schreckt alles zurück!"

„Das kommt auf Sie selber an. Geben Sie heraus, was in Ihnen ist! Ihre Menschlichkeit lassen Sie aus dem Herzen, Ihre Güte geben Sie, daß Sie alle Menschen lieben lernen. Dann werden Sie den Menschen finden!"

„Mein Herz ist kalt!"

„Ihr Herz kennt die Sehnsucht, Herr Holk. Es lebt! Oeffnen Sie es! Befreien Sie sich von der Bitternis, die Sie niederdrücken will. Sie werden besser finden wie ich!"

Weill erhob sich.

Holk folgte ihm. Wie ein Zwerg wirkte er neben dem großen stattlichen Manne.

Bewegt reicht ihm Holk die Hand.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, Weill!" sagte er herzlich, wie er noch nie in seinem Leben gesprochen hat, es sei denn den Eltern dem Bruder gegenüber.

5.

Mittwoch: Gesellschaftstag der Geladenen nach Liste zwei.

Kronen, Lüster, Kandelaber, silberne Leuchter und matte Marmorschalen fluteten ein Meer von Licht in die Räume der Steinschen Villa. Vor dem Portal stand der betreßte Fabrikportier als Torhüter.

Die Vorhalle, von der aus eine imposante Treppe zu den obernen Räumen führte, hatte der kunstbegeisterte und doch so praktisch veranlagte August seit Jahren schon, allen Widerständen der Gattin zum Trotz, zum Museum gestaltet.

Büsten, Bilder, Torsos, Halb- und Ganzakte der Antike, Barocksessel. Empiremöbel, ein Miniaturschiff aus der Hansa goldenen Tagen, Elfenbeinschnitzereien, venezianische Leuchter, Totenmasken einiger Südseeneger, ein Elchkopf, alte Waffen, ein feister Buddha, dies alles und noch mehr war von August in wildem Sammeleifer zusammengetragen worden.

Das Ganze hätte, weniger nett arrangiert, einem großen Trödlerladen nicht unähnlich gesehen.

Verbürgt echt waren nur die Teppiche. Davon verstand August etwas und kein noch so gerissener Händler wäre imstande gewesen, ihm einen Schiras für einen Kelim anzudrehen.

* * *

Im Speisesaal traf Frau Asta ihre Tochter, die dort scheinbar nach dem Rechten sah, sich aber in Wirklichkeit nur zu vergewissern suchte, daß Rainer Reyhers Tischkarte neben der ihren lag.

„Gut siehst du aus, Mia. Wirklich gut! Und vornehm! Aber dein Vater... dein unmöglicher Vater!"

„Was ist mit ihm?"

„Zur Verzweiflung bringt er mich! Er wird nicht fertig, sitzt im Ankleidezimmer, füttert die Laubfrösche und flucht."

„Das tut er doch bei allen Festlichkeiten. Wir sind es gewöhnt und die Gäste kennen ihn. Wozu sich erregen! — Wir werden auch heute sein Amt übernehmen müssen. Also komm! Ich vermute, daß einige schon Papas Museum besichtigen. Je schneller wir sie da wegbringen, um so besser."

Asta seufzte. „Dieses Museum! Ich bin recht unglücklich." Aber Mia tröstete sie, indem sie sagte: „Jeder hat, mit Respekt ausgedrückt, seinen Vogel für sich. Warum nicht auch Papa! Also laß ihn. Die Hauptsache bleibt doch, daß wir zwei obenauf sind, und das sollte uns meine ich, nicht schwer fallen.

* * *

Mia hatte recht. Es fiel ihnen nicht schwer, sie waren obenauf, was immerhin etwas heißen wollte in dieser Erlesenheit von Charme und Schönheit.

Der Textilberuf war in seinen vornehmsten Repräsentanten vollzählig vertreten.

Die meisten der Anwesenden nannten sich du. Die Blocherts waren mit den Burghardts verwandt. Verschwägert waren die Schmalfeens mit den Reifs. Und die nicht durch die Bande des Bluts zueinander gehörten, kannten sich von der Schulbank her oder hatten als Mitglieder der Harmonie und Schützengesellschaft bereits Verbrüderung gefeiert. Es blieb in dieser Hinsicht fast nichts mehr zu tun übrig.

Auch die Wissenschaft brillierte.

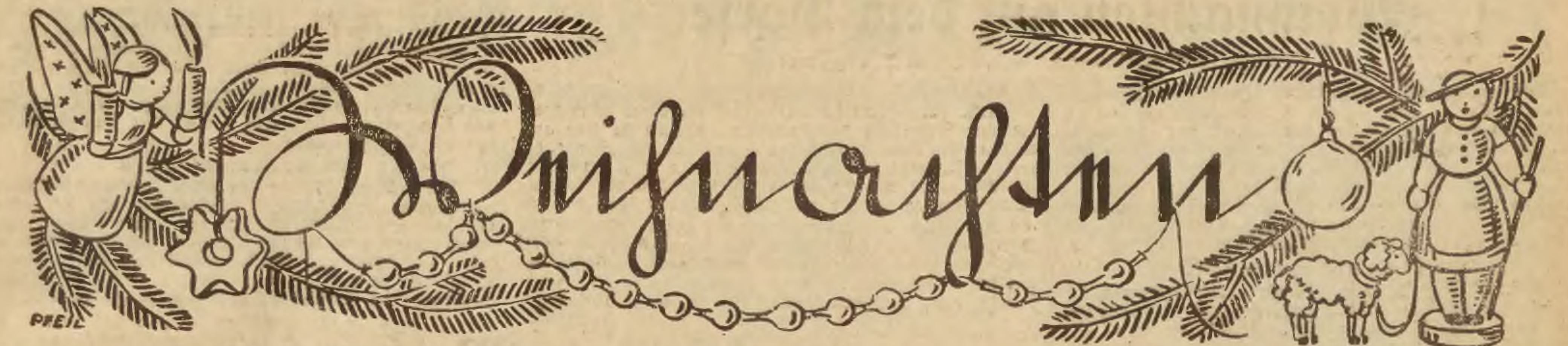
Man sah den Medizinalrat mit der Frau Sanitätsrat im Gespräch. In einer Nische unterhielt sich Studiendirektor Professor Dr. Schäfchen mit dem Chemiker Ochs, der als Erfinder des westfälischen Bohnerwachses „Glatteis" eine Berühmtheit war.

Ernst Hoffmann, der einzige Schriftsteller der Stadt, schlich im entliehenen Frack und mit zerknitterter Hemdenbrust zwischen den Gruppen hin und her und sammelte Bonmots. Pointen oder halbwegs brauchbare Gedanken, die er seinen viel gelesenen Romanen als sogenannte „Lichter" mit Geschick und Geschmack einzufügen verstand.

Die Finanz repräsentierten die Herren Reyher, Vater und Sohn, denen nichts Schlechtes nachzusagen war.

Und dann war noch einer da, ein kleiner buckliger Mensch mit markanten Zügen und großen verängstigten Augen.

(Fortsetzung folgt.)



Waßja, die Ziege

Von F. M. Dostojewski.

Ein Auszug aus dem Roman „Das Totenhaus“, in dem der große russische Dichter seine Erinnerungen an seinen Kerkeraufenthalt in Sibirien, wo er aus politischen Gründen gefangen lag, niedergeschrieben hat. Wie bekannt, war Dostojewski zum Tode verurteilt worden, und erst unter dem Galgen — der Henker hatte schon den Strick zur Hand — wurde er begnadigt.

Es war Weihnatstag, der zweite Weihnachtstag, seitdem ich ins Totenhaus gebracht worden war. Die Sträflinge waren aus diesem festlichen Anlaß von der Arbeit befreit worden, was eigentlich keine so große Vergünstigung ist, denn es ist besser zu arbeiten als zu denken, wenn die Hände eines Menschen nicht beschäftigt sind, und was kann schrecklicher sein als Denken, wenn das die Erinnerung an andere Zeiten und andere Tage bedeutet, und welcher Peiniger war damals fähig, dem Todeskampf des Gedankens zu entkommen, wenn er mit all seinem toten Gewicht auf ein menschliches Wesen drückt?

An diesem Weihnachtstag war das Gefängnis sehr still und ruhig; seine Einwohner lispelten miteinander in leisen Tönen, als hätten sie Angst gehabt, diese Stille und Ruhe anders als durch Lärm ihrer, immer wenn sie eine Bewegung machten, rasselnden Ketten zu brechen — dieser Ketten, die da waren, um die armen Kerle, die sie trugen, zu erinnern, daß ihr Elend weiter fortdauerte und fortdauern würde..., für wie lange ... niemand konnte es sagen oder sich daran erinnern. Aber für einige, das war sicher, würde es währen, bis der Tod kam, um sie von der Bürde ihres verurteilten Daseins zu erlösen.

Die Gefangenen hatten wie gewöhnlich von den lieben Leuten in der Stadt Geschenke erhalten, die sie gegeben hatten, um ihre eigene Weihnachtsfreude teilen zu können, und man hatte sie zur Kirche geführt und ihnen ein besseres Mittagessen geben lassen als an den anderen Tagen. Und nachdem sie diese Mahlzeit eingenommen hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als zusammenzukommen, um einander, so gut sie konnten, in dem großen Saal zu erfreuen, der ihnen, wenn sie nicht außerhalb des Hauses waren, als Schlafraum und Versammlungsort diente. Außer dem Flackern einer Laterne, die einer der Wächter bei der zum Hof führenden Tür zurückgelassen hatte, war Dunkelheit über ihnen, eine zauberhafte, unirdische Art von Dunkelheit, die an alle schlechten Gedanken erinnerte, die in den Seelen all dieser Menschen verborgen blieben, unter denen so viele nur dem Namen nach Verbrecher waren.

Die Sträflinge, die für einige wenige Augenblicke von der ständigen Bewachung ihrer Bewegungen befreit waren, lagen oder saßen auf der breiten hölzernen Pritsche, auf der sie bei Nacht schliefen, und während einer von ihnen sanft auf einer Violine spielte, von der die Hälfte der Saiten entweder zerrissen war oder fehlte, erzählte ein anderer Weihnachtsgeschichten für jene Kameraden, deren Aufmerksamkeit sich auf seine Worte konzentrierte. Das war Timofej, der Dieb, wie er genannt wurde, er erklärte, daß er niemals so glücklich gewesen sei, wie im Gefängnis, weil er hier wenigstens Nahrung hätte und Kleidung und ein Dach über seinem Kopfe, ein Luxus, den er oft während seines abenteuerlichen und verbrecherischen Lebens hatte entbehren müssen. Dieser Timofej wurde im Gefängnis als Held betrachtet. Er hatte niemand ermordet, aber er hatte an so vielen Raubzügen und Gewalttaten teilgenommen, daß sein Ruf seiner Ankunft im Strafhaus, wo er infolge seiner früheren Missetaten sofort eine überragende Stellung eingenommen hatte, vorausgegangen war. Er war immer jovial, gefällig und bereit, andere zu verhöhnen, und er hatte immer so viel unterhaltende Geschichten über das Leben zu erzählen, das er geführt hatte, ehe er verhaftet und in dieses Gefängnis gebracht worden war — für mehrere Jahre, deren Zahl er bereits vergessen hatte, so zufrieden fühlte er sich mit seinem gegenwärtigen Los. Die Wächter hatten ihn alle gern, denn er war niemals bei einer Uebertretung der Vorschriften ertappt worden; und doch war das Gefühl allgemein, unter den Verbrechern sowohl als auch unter den Schließern, daß man Timofej besser allein ließ und sich mit ihm nicht einließ, denn, wenn er aufgeregt war, hätte er... nun hätte er wohl seine unangenehme Seite herauskehren können, und wir alle wissen, was dieses Wort in einem Gefängnis bedeutet. —

Ich schaute auf alle geschorenen Köpfe rings um mich und überlegte, was ich nun machen sollte, als ein tiefer Seufzer meine Aufmerksamkeit anzog. Er kam von einem Genossen, der ein wenig abseits von den anderen Gefangenen allein saß, ein Kamerad, der unter dem Namen Ilja, der Narr, bekannt war. Er war ein Neuankömmling, und dies waren seine ersten Weihnachten im Gefängnis. Er hatte seinen Spitznamen wegen der völligen Gleichgültigkeit bekommen, die er gegenüber allem, was rings um ihn vorging, zeigte, und wegen der stummen Gefügigkeit nicht nur vor den Wächtern, sondern auch in der Ausführung der vielen Verlangen der anderen Sträflinge, die ihn tyrannisierten und ihn als eine Art „Mann für alles“ benützten, indem sie ihm alle jene Arbeiten im Gefängnis übertrugen, die keiner ausführen mochte, wie das Hinaustragen der Kübel usw. Er war dreißig Jahre alt, ein kurzer, ziemlich starker Kerl, auf einem Auge blind, mit einem von tiefen Blatternarben entstellten Gesicht. Er hatte einen Mord begangen und büßte nun eine Verurteilung zu lebenslänglichem Kerker ab, aber niemals hatte man ihn darüber beschweren gehört, daß seine Verurteilung keine gerechte wäre, er schien vielmehr alles als gebührend hinzunehmen, und das war es, was ihm, wenigstens zum Teil, den Spitznamen eines „Narren“ eingebracht hatte, den Timofej ihm als erster verlieh. Wie man weiß, sind Spitznamen in Strafhäusern sehr häufig, in der Regel bei den Sträflingen beliebt, vielleicht, weil ihre Wächter sie unveränderlich bei ihrer Nummer rufen. Ilja war keine Ausnahme und grinste immer, wenn er sie ausrufen hörte: „Narr, wo bist du?“

Aber an diesem Weihnachtstage schien mir Ilja, der Narr, anders als an anderen Tagen zu sein, erstens hatte er geseufzt, und das hatte ich vorher noch nie von ihm gehört. Es war ferner so bittere Sorge im Klang des Seufzers, daß er eine leise Saite in meinem Herzen anschlug und es weh tun ließ, wie schon seit langem nicht. Ich schob mich näher an den Mann heran und wagte, ihn zu fragen, woran er gedacht habe, was ihn so besonders traurig gemacht habe.

„Oh, mein Täubchen, du könntest es nicht verstehen,“ antwortete er, „ich dachte nur an meine kleine Waßja, an meine kleine Geiß. Was ist mit Waßja geschehen, wo ist Waßja? Das ist das einzige, was ich wissen möchte, oh, wenn mir nur jemand sagen könnte, wo Waßja ist und ob Waßja glücklich ist und wohlversorgt, würde ich nicht anderes mehr von Gott und seinen Heiligen verlangen.“

„Wer ist Waßja, willst du mir das nicht sagen?“ Ich fragte in der Erwartung, daß er mir den Namen eines Bruders oder einer Liebsten nennen würde.

Er blickte mich an und antwortete in einem Ton der Ueberraschung: „Ja, ich habe es dir ja gerade gesagt, Waßja war meine kleine Geiß.“ — Ich verstand noch immer nicht, da ich aber den armen Teufel, der in wirklichem Elend war, nicht kränken wollte, fragte ich ihn, ob er mir nicht Waßjas Geschichte erzählen wollte.

„Es ist Weihnachtstag und vielleicht würde es deinen Kummer erleichtern, wenn du deine Geschichte jemanden erzähltest, der für dich Teilnahme fühlen könnte,“ fügte ich hinzu.

Er seufzte abermals. „Ach! Täubchen, wie könntest du es verstehen? Aber du hast trotzdem recht; vielleicht wird es mir wohltun, dir zu erzählen!“

Und während er sprach, sah ich eine Träne von seinem Auge fallen und über die Wange rollen.

„Ich will dir erzählen, Täubchen,“ sagte er endlich, „ich will dir erzählen, obwohl ich es vorher noch niemandem erzählt habe; es gibt Tage, an denen man sprechen muß oder man würde sterben. Siehst du, Täubchen, ich habe nie eine Mutter gehabt. Ich wurde in einem Korb liegend gefunden — ein Säugling, gerade ein paar Tage alt — vom Totengräber unseres Dorfes auf dem Friedhof, als er gerade das Grab für eine Frau, die an diesem Morgen gestorben war, graben wollte. Der Totengräber war ein guter Mann und er nahm mich zu sich nach Hause. Am selben Nachmittag taufte mich der Pope und sie gaben mir den Namen Ilja, denn ich war gerade am Tage des Propheten Elias gefunden worden.

Da niemand wußte, wer meine Eltern waren, dachten die Leute natürlich, daß meine Mutter niemals verheiratet gewesen sei und mich aus Scham verlassen hätte. Als ich aufwuchs, lachten die anderen Burschen mich aus, hänselten mich mit meinem Unglück, so daß ich schließlich zu glauben begann, daß ich sie alle haßte. Aber doch war ich nicht unglücklich; du darfst nicht denken, daß ich unglücklich war, mein Täubchen, denn es würde nicht wahr sein.

Der Totengräber war ein guter Mann, auch seine Frau war ein gutes Weib, das für mich sorgte, mir Nahrung gab, mir Kleider machte und mich nicht zu viel und nicht zu oft schlug. Dann, als ich etwa zehn Jahre alt war, sandte Gott ihnen eine kleine Tochter. Ich liebte dieses Kind so sehr, so sehr, Anisia hieß sie, und ich pflegte auf Anisia acht zu geben, während ihre Mutter zur Arbeit draußen auf den Feldern war. Ich wiegte sie in meinen Armen, trieb die Fliegen von ihrem Gesichtchen weg und führte sie bei der Hand, als sie zu gehen begann. Dann, eines Tages, als ein großer Hund sie beißen wollte, weil sie ihn gezauft hatte, warf ich mich vor sie; hier kannst du, Täubchen, sehen, wo der Hund mich an ihrer Statt gebissen hat,“ und während er sprach, schob er den Aermel seines Hemdes hinauf und ließ mich eine tiefe Narbe auf seinem Arm sehen.

„Anisia war die ganze Welt für mich; als ich zwanzig Jahre alt war und sie zehn, pflegte ich sie auf mein Knie zu nehmen und ihr ins Ohr zu flüstern, daß wir später Mann und Frau würden. Ein Nachbar hörte mich eines Tages und erzählte es meiner Nährmutter, die mich schalt und sagte: ich dürfe Anisia nicht solche Dinge in den Kopf setzen, denn sie könnte doch nie meine Frau werden. Doch ich fuhr fort, sie ihr zu sagen, nur gab ich acht, daß mich niemand hörte. Ich dachte damals wirklich, daß Anisia mich liebe und mich immer liebhaben werde. —

Nun, Täubchen, eines Tages, nachdem ich auf den Feldern schwer gearbeitet und vom Regen sehr naß geworden war, der uns auf dem Heimweg überrascht hatte, wurde ich krank, und der Feldscher, den man zu meiner Behandlung geholt hatte, sagte, daß ich Blattern bekommen hätte. Er nahm mich ins Spital der Kreisstadt fort. Nachdem ich wieder gesund geworden war, war mein Gesicht, wie du es jetzt siehst, und ich hatte das Licht meines rechten Auges verloren. Ich war nun kein Gegenstand, auf den irgend ein Mädchen gern gesehen hätte, und ich war gescheit genug, das zu wissen. Als ich heimkehrte, sagte ich Anisia nicht mehr, daß ich sie heiraten wollte; ich trachtete nur, ihr zu gefallen und mich nützlich zu machen. Nachdem ich ein bißchen Geld zusammengescharrt hatte, kaufte ich ihr ein kleines Weihnachtsgeschenk, eine kleine Geiß, die sie eines Morgens, als sie sie im Dorfe gesehen, bewundert hatte. Sie war ein hübsches, kleines, weißes Ding, wir nannten sie Waßja. Ich pflegte mich um sie zu kümmern und sie zu füttern, so daß Anisia mit ihr gar keine Mühe hatte, sondern nur, wann sie wollte, mit ihr spielte.“

Er hielt einen Augenblick inne. Während sich die Tränen in seinem Auge sammelten, fragte er mich: „Bist du sicher, daß ich dich nicht langweile, Täubchen?“

„Nein, nein, fahr fort,“ erwiderte ich, denn die Geschichte hatte mich inzwischen stark interessiert.

„Nun, die Zeit verrann; schließlich war Anisia groß geworden; die Burschen begannen sich an sie zu hängen und die Frauen sagten, daß sie bald verheiratet sein würde. Sie war die Schönheit des Ortes, und Foma, der Gastwirt, der als der reichste Mann im ganzen Dorf bekannt war, wurde ständig mit ihr gesehen und tanzte mit ihr bei allen Erntefesten, zu denen sie eingeladen worden war. Das gefiel mir nicht, denn ich wußte, daß Foma ein nichtsnutziger Kerl war, der schon in viele Mädchengeschichten verwickelt gewesen, aber immer durch einen oder anderen Trick herausgekommen war. Ich versuchte, Anisia zu warnen, aber sie weigerte sich, auf mich zu hören, wurde zuletzt sehr böse und sagte, sie würde nie mehr mit mir sprechen, wenn ich nicht aufhöre, über Foma zu reden.

Sie kümmerte sich nicht mehr um Waßja und hörte auf, sie zu streicheln oder mit ihr zu spielen. So daß die arme Waßja, die um diese Zeit schon eine ganz alte Ziege war, es zu fühlen schien, so traurig schaute sie aus, wenn sie nicht imstande war, Anisias Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so daß ich sie zum Trost in meine Arme nehmen mußte. — Dann weinten wir mitsammen und ich dachte, daß wenigstens hier ein Wesen in der Welt blieb, das sich um mich kümmerte, dem ich nützlich sein konnte.

Es ist schrecklich, Täubchen, sich ganz allein in der Welt zu fühlen. Das war mein Fall; und als eines Tages Anisia kam, um mir zu sagen, daß sie nach der Fastenzeit Foma heiraten würde, fühlte ich, daß ich, wäre Waßja nicht gewesen, geradewegs zum Fluß hinuntergegangen wäre und mich hineingeworfen hätte. — Nun, die Zeit verfloß, der Sommer war vorübergegangen und die Ernte war eingebracht worden. Damals heirateten Anisia und Foma. Anisia kam, um sich mir in ihrem ganzen Brautschmuck zu zeigen, mit Mengen roter Perlen und einem hübschen roten Taschentuch um den Hals. Foma hatte ein Paar neue Schuhe, die er sich aus diesem Anlaß gekauft hatte, und ein neues, blaßrotes Hemd, und jedermann sagte, daß sie ein anmutiges Paar wären. Bevor sie in ihres Mannes Hütte zog, kam Anisia wieder zu mir und sagte mir, daß sie mir Waßja lassen wollte, damit ich für sie sorge; und während sie das sagte, schien sie damit anzudeuten, daß sie mir eine große Gunst erweise. Vielleicht tat sie das, wer weiß!

Nun, Täubchen, ich sah sie nachher kaum wieder, und Waßja war alles, was mir geblieben war. Meine kleine Geiß! Es störte sie nicht, daß ich nur ein Auge und ein narbiges Gesicht hatte. Wir pflegten miteinander auf dem Stroh im Stall zu schlafen; sie legte ihren Kopf auf meine Schulter und leckte mein Gesicht mit ihrer Zunge. Dann war ich glücklich, Täubchen, denn ich konnte mir vorstellen, daß es Anisia war, die mich küßte.

Nun, es dauerte nicht lange,“ fuhr er fort und seine Stimme zitterte ein wenig, „es kam ein Tag, an dem Anisia zurückkehrte und sagte, daß sie Waßja zurückhaben wolle, um sie in ihr eigenes Häuschen zu nehmen und mit ihr zu spielen, wie sie es zu tun pflegte, als sie noch ein kleines Mädchen war. Damals wußte ich, daß sie mit Foma nicht so glücklich war, wie sie es erwartet hatte, aber das war kein Grund, weshalb sie mir Waßja wegnehmen wollte, mir, der nichts als dieses kleine Tier hatte, das ihn glücklich machte. Ich bat sie, mir die Geiß zu lassen, ich sagte, sie würde nicht wissen, wie sie zu betreuen, daß Waßja eine alte Ziege wäre, die mehr Aufmerksamkeit verlange, als sie Zeit und Geduld hätte, ihr zu geben. Ich sagte alles, woran ich nur überhaupt denken konnte, um sie zu bewegen, mir das Tier zu lassen, aber sie weigerte sich, mich zu hören. Sie lachte, als ich ihr sagte, daß Waßja alles sei, was mir auf der Welt geblieben wäre, um mich an sie zu erinnern. Sie lachte und sagte, daß ihr Mann Waßja brauche und daß sie sie mit fortnehmen wolle, um sie ihrem Manne zu schenken.

Da, Täubchen, kam etwas über mich, was ich vorher nie gefühlt hatte. Ich hatte zufällig eine Axt in der Hand, mit der ich Holz gespalten hatte, und — ich tötete Anisia.“

Ein tiefes Stöhnen erschütterte seinen starken Körper.

„Narr, Narr, wo bist du?“ rief eine Stimme vom anderen Ende des Raumes, wo die Sträflinge alle plauderten, so laut sie konnten, jetzt, da ihre Aufmerksamkeit durch die Geschichten, die Timofei ihnen erzählt hatte, von der Traurigkeit ihres eigenen Loses abgelenkt worden war.

„Narr, Narr, wo bist du?“ rief wieder einer der Sträflinge. „Komm da rüber, du wirst gebraucht, um die Parascha zu entleeren.“ — „Ich komme schon, ich komme schon,“ antwortete Ilja und beeilte sich, zu gehorchen, wobei er zwischen seinen Zähnen murmelte: „Waßja — wer kann mir sagen, was aus ihr geworden ist! Wo ist Waßja?“

(Deutsch von Josef Kalmer.)

Rätsel-Ecke

Auflösung des illustrierten Box-Puzzles

ELTERN
MORITZ
KASTEN
NACHEN

Weihnachten auf dem Dorfe

Erlebnisse einer Winterwanderung v. Wilhelm Tietgens.

Wir waren auf unserer leider schneelosen Winterwanderung durch den Fläming am 2. Weihnachtstage von der Dunkelheit überrascht worden und beeilten uns, das nächste Dorf zu erreichen. Der Weg war für die müden Beine länger als wir dachten, bis endlich in der Ferne ein Licht aufblitzte und bald darauf die ersten Häuser erreicht waren. Es war erst 5 Uhr, doch das trübnasse Wetter und die vorzeitige Dunkelheit ließen das Dorf wie ausgestorben erscheinen. So hatten wir Mühe, das Gasthaus zu finden.

Ein unfreundlicher Empfang.

Die vielköpfige Wirtsfamilie saß in der nüchternen, unfreundlichen Gaststube beim Abendbrot. Unser Gruß wurde mit einem unverständlichen Gebrumm beantwortet — wir kamen offenbar ungelegen. Wir fragten nach Nachtquartier. Die Großmutter, eine noch nicht sehr alte Frau mit großem schwarzwollenem Kopftuch und strengen Falten im Gesicht, sagte kurz „nein!" und aß hastig weiter. Glücklicherweise hatte die Großmutter nicht mehr das Regiment im Hause. Der Wirt, ihr Sohn, hatte sich mit seiner Frau kurz verständigt und sagte auf unsere nochmalige Frage: „Das wird sich wohl einrichten lassen." So nahmen wir am Tisch neben dem Weihnachtsbaum, einer dünnen Kiefer mit bunten Glaskugeln und grünrotblauen elektrischen Kerzen Platz und warteten geduldig und bescheiden, bis die Wirtsfamilie fertig gegessen hatte. Erst dann erhielten wir nicht ohne Umstände zu essen und zu trinken. Und nun erfuhren wir auch den Grund des so merkwürdigen ungastlichen Empfanges: Um 6 Uhr sollte der langangekündigte Weihnachtsball, das große Ereignis des Dorfes, beginnen! Die eifrigen Vorbereitungen und mehr noch die gespannte Erwartung hielten die Wirtsleute in Atem und erlaubten ihnen nicht, sich „fremden" Gästen zu widmen. Wir waren also wirklich höchst ungelegen gekommen und merkten es auch später an unserem mehr als primitiven Nachtquartier.

Nun wir aber aufgenommen waren, und mit Rücksicht auf die erwarteten Festgäste — wunschgemäß! — sehr schnell gegessen hatten, freuten wir uns, ein so seltenes Fest mitzuerleben. Ein Weihnachtsball in einem stadtfernen, nur wenige hundert Einwohner zählenden Dorf war sicher ein Abend voller Ueberraschungen, und unsere Erwartungen wurden nicht enttäuscht.

Vorerst war aber kaum etwas von den kommenden Ereignissen zu sehen — oder war unser Auge für diese Dinge noch nicht geschärft? Richtig, der Saal nebenan war geheizt und hinter dem Schanktisch stand schon eine große blaue Schüssel mit Spülwasser. Die große Anzahl Likör- und Kognakflaschen, die alle vollgefüllt in doppelter Reihe im Schrank hinter dem Schanktisch standen, und von denen jede einen Gießkorken trug, damit beim schnellen Einschenken kein kostbarer Tropfen verloren ginge, war natürlich auch kein alltäglicher Bestand, sondern für „großen Zuspruch" hergerichtet. Jetzt verschwand der Weihnachtsbaum im Nebenzimmer, um den Tisch für Gäste freizugeben, und ebenso verschwand das bunte Tischtuch, der einzige farbfrohe Fleck in der ganzen Stube. Wir sahen uns weiter im Raume um. Rohe Tische standen vor den Holzbänken, die in langer Reihe die Wände säumten, schmucklose kalte Wände. Im Saal standen nur die niedrigen Holzbänke in langer, ununterbrochener Reihe vor den weißgekalkten Wänden, kein Tisch, kein Stuhl, keine Freundlichkeit im ganzen Raum! Gleichgültig und unsagbar nüchtern, nur auf Geschäft hergerichtet, lagen die „Festräume", in denen sich die Dorfjugend erfreuen sollte. —

Das Signal.

Die Wirtin hatte eine weiße Schürze vorgebunden und, weil sie wohl mit Recht dem Ofen im Saal mißtraute, ein dickes Halstuch umgelegt. Der Wirt öffnete eine große Verkaufsluke zum Saal und nahm die Glastüren aus dem Schrank heraus, damit er schneller die Likörflaschen erreichen konnte. Inzwischen waren vier Musiker erschienen, alles Bläser, aber sie saßen noch mit dem Wirt am Ofen und tranken Bier von dem Vorschuß, den sie gleich erhalten hatten. So wurde es ½7 Uhr, als sie endlich aufstanden, um das Fest beginnen zu lassen. Sie stellten sich draußen vor der Haustür auf und spielten über die Dorfstraße zwei flotte Tanzweisen. Das war das Signal, das dem Dorf Leben brachte. Plötzlich kamen von überallher junge Männer, die auf diesen Auftakt sicher schon gewartet hatten. Sie standen um die Musiker herum und gingen mit ihnen in den Saal — wir mußten an den Rattenfänger von Hameln denken. Nach einer Weile, als die ersten Glas Bier getrunken waren, begann die Tanzmusik im Saal. Bald erschienen auch die jungen Mädchen, zu Dreien und zu Vieren oder mit der Mutter im großen schwarz-wollenen Kopftuch. Als eine halbe Stunde verstrichen war, hatten sich Saal und Gaststube mit alten und jungen Gästen gefüllt, das Dorf schien versammelt zu sein.

Das Fest kommt in Gang.

Aber welch eigenartige, anscheinend von alters her überlieferte Gesetzmäßigkeit beherrschte die Festgäste! In der Gaststube saßen um einen Tisch dicht nebeneinander die alten Bauern, in dicker Joppe und mit einer schweren Mütze auf. Sie saßen lange stumm und trocken beieinander und sogen an ihren Zigarren. Erst allmählich tauchten bei ihnen Spielkarten auf und brachten Getränke einige Lebhaftigkeit. Die jungen Bauern — das Dorf hatte nur mittlere, selbständige Bauernbetriebe — saßen im großen Kreis am Ofentisch und tranken Bier und Likör. Sie hatten alle in gleicher Art einen Hut auf, ihr lebhaftes Gespräch drehte sich um ihre Landwirtschaft. Am Schanktisch bei der Saaltür und im Saal an der Verkaufsluke standen die jungen Burschen in dichtem Haufen. Sie tranken lustig Bier und noch fleißiger Kognak und Likör — der Wirt hatte gut zu tun. Hier herrschte bald lärmende Heiterkeit. Die jungen Mädchen hatten ihren Platz an der entgegengesetzten Wand des Saales unter der Empore. Sie saßen auf der langen Bank wie auf dem Präsentierteller. Bei jedem Tanz stürzten die Burschen in dichtem Knäuel darauf zu und holten sich eine Tänzerin, die sie alsbald wieder bei der Bank ablieferten, um zum Schanktisch zurückzukehren. Waren sie hier auch während des Tanzes beschäftigt — und das kam oft vor, obgleich die Trinkpausen länger als die Tänze —, so tanzten die Mädchen allein, nur hin und wieder blieb eine als einsames Mauerblümchen vor der weißgekalkten Wand sitzen.

Die älteren und alten Frauen des Dorfes saßen an den Wänden um den Ofen, alle in dem dicken schwarzen Wolltuch. Sie beobachteten still und anscheinend wunschlos das Treiben der Jugend. Jüngere Frauen, die zu den Jungbauern in der Gaststube gehören mußten, waren auffälligerweise nicht da, die mußten wohl zu Hause bei den Kindern bleiben. So war das Dorf, von den Kindern abgesehen, in sechs Gruppen geteilt, von denen jede ihren Platz und ihre Bewegungsfreiheit hatte, von ungeschriebenen Gesetzen bestimmt. In dieser festen Form wurde das Fest gefeiert, das große Weihnachtsereignis des Dorfes! Wir waren erstaunt, diese Starrheit und Strenge altüberlieferter Gesellschafts- und Generationsteilung noch vorzufinden, wenige Stunden von der Großstadt entfernt.

Am andern Morgen.

Am anderen Morgen lag wieder bleierne Ruhe über dem Dorfe. Zwei Burschen standen für kurze Zeit in der Gaststube und löschten ihren Brand. Mit lauter, heiserer Kehle erzählten sie sich von dem Fest und freuten sich über jeden, der „blau" nach Hause gewankt war. Ein zufriedenes Lächeln lag in den Zügen des Wirtes. D[illegible] Weihnachtsfeier der Dorfbauern hatte sich für ihn gelohnt.

Reschussats Weihnachten

Von Georges Duhamel. — Deutsch von E. P. Hiesgen.

Reschussat wiederholte mit bitterem Lächeln:

„Ich sage dir, sie werden wohl nicht kommen."

Der Korporal Tetard tat, als wäre er schwerhörig. Er ordnete auf dem Verbandstisch seine Sachen, die Binden und Verbandspäckchen, die Flaschen, die Gummihandschuhe, die wie Fechthandschuhe aussahen, die Sonden, die in den Glasröhren wie große Vanilleschoten lagen, die Emaillebecken und Schüsseln, die wie Küchengeschirr dastanden und ein dick, bauchiger Glasbehälter mit einem dicken Hals, dem kaum etwas ähnlich ist.

Reschussat atmete tief, als wollte er sich von etwas freimachen.

„Meinethalben brauchen sie nicht zu kommen, wenn sie nicht kommen wollen. Mich... ich mache mir nichts daraus."

„Stille Nacht, heilige Nacht" singen die Chorknaben

Der Korporal schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Wenn ich dir sage, daß sie bestimmt kommen werden —"

Der Verwundete zuckte eigensinnig die Achseln.

„Hier hinein wird kein Mensch kommen. Wenn sie kommen, gehen sie vorbei, da kannst du sicher sein. Aber, he..., ich mache mir sowieso nichts daraus."

„Du kannst ganz sicher sein, daß sie auch zu dir kommen werden!"

„Und dann, ich weiß doch, warum man mich ganz allein in dieses Zimmer gebracht hat!"

„Wahrscheinlich, weil du Ruhe haben mußt."

„Ob sie kommen oder nicht kommen, das ist mir alles egal."

Er kniff seine Lippen zusammen, um seinen Stolz zu zeigen. Nach einer Weile rief er den Korporal.

„Komm doch mal her..."

Der Sanitätsunteroffizier war gerade mit seinem Saubermachen fertig und zündete ein Kerzenstümpfchen an.

Er schlug mit einer Hand die Decken hoch. Darunter lag Reschussats Körper, entsetzlich abgemagert. Aber Tetard gab darauf keine Obacht und Reschussat lebte seit drei Monaten mit seinem Elend in guter Freundschaft. Er wußte gut, daß ein Granatsplitter im Rücken eine ernstliche Sache war, und daß sich so etwas nicht von heute auf morgen heilen läßt, wenn die Beine und Hüften gelähmt sind. Jedesmal, wenn ihm der Sanitäter behilflich sein mußte, faltete er dabei die Hände zusammen:

„Wenn ich doch erst so weit wäre, mein armseligstes Geschäft allein zu machen."

„Das erleichtert dich?" fragte Tetard.

„Ja, nun drückt es nicht mehr... jetzt ist es sechs Uhr und sie sind immer noch nicht gekommen. Ich bin froh, daß mich das alles nicht kümmert."

Der Korporal antwortete nicht. Er schlug vor Verlegenheit einen der Gummihandschuhe gegen den anderen. Die Flamme auf dem Kerzendocht züngelte hoch und machte Bewegungen wie ein unglücklicher Gefangener, der sich zu entwinden suchte, um aus den Ketten hochzusteigen in die schwarze Nacht und darüber hinauf höher und höher in den Winterhimmel, in Regionen, dahin kein Laut des Krieges dringt.

Der Verwundete und der Sanitäter starrten in das Licht ohne ein Wort zu sagen. Das Wasser des Glasbehälters zitterte, als würde er geschüttelt. In Bruchteilen von Sekunden klirrten die Fensterscheiben von den Erschütterungen der fernen Abschüsse und Einschläge und jedesmal zuckte die Flamme der Kerze nervös zusammen.

„Ist dir kalt?" fragte Tetard.

„Ob das Kälte oder Hitze ist... bis zur Brust spüre ich nichts."

„Das wird schon wiederkommen!"

„Ganz gewiß kommt das wieder. Das ist tot, aber es muß sich doch wieder beleben. Ich bin 25 Jahre alt. Das sind die Jahre, in denen noch alles jung ist und das Fleisch hat noch seine junge Kraft."

Der Korporal wollte dem Verwundeten seine Verzweiflung nicht zeigen. Ein Schauder packte ihn, daß sich sein Körper schüttelte. Ihm schien der Verwundete nur noch ein großer, dunkler Flecken in den Laken zu sein. Man hatte den Verwundeten allein gelegt, um den glücklicheren Kameraden nicht den Anblick des langsamen Todeskampfes zu zeigen.

Ein Augenblick verging. Das Schweigen war zu schwer für die Nichtigkeiten, die sie sich hätten sagen können. Als wenn er einer inneren Rechtfertigung folgte, wandte sich Reschussat an den Korporal.

„Du weißt genau, daß ich mit dem Nichts zufrieden bin, aber sie hätten doch für zwei Minuten kommen können."

„St! — Sei still! — Horch!"

Er hielt sein Ohr an die Tür. Aufgeregtes Lärmen war am anderen Ende des Korridors zu hören. Es kam unbestimmt näher.

Reschussat schloß die Augen.

„Und wenn sie nicht kommen?"

Plötzlich sprang ein Lichtschein an die Flurwand, gegenüber der geöffneten Tür. Ein ungewöhnliches Gefunkel und Blitzen von Lichtern strahlte gegen die grauen Wände und wurde heller und blendender. Die grauen Wände glitzerten und strahlten wie ein orientalischer Palast von roten und goldenen Lichtern und Kugeln. Das Schimmern und Leuchten war erfüllt von Lachen und fröhlichen Stimmen. Obwohl keiner sang, war die Luft voll von einem seligen Lied. Reschussat, der sich nicht rühren konnte, reckte seinen Hals und hob ein wenig seine Hände von der Decke, als wollte er seine Fingerspitzen in all das Licht und all die Freude tauchen.

„Du siehst, daß sie kommen!" setzte sich der Korporal zu Reschussat und stützte ihm den Rücken.

Dann wurde es lauter Jubel. Ein wirklicher Tannenbaum wurde hineingetragen. Das war ein Leuchten und Sprühen wie eine einzige, bunte Fackel. Das kleine Zimmer schien wie ein übervolles Herz zerspringen zu wollen. Aber das Schönste kam erst mit den heiligen drei Königen herein. Da war Sorri, der Senegalschütze, Moussa und Cazin. Sie hatten wallende Türkenmäntel, hohe Turbane und lange weiße Bärte aus Watte.

Sie kamen mitten in das Zimmer. Sorri, der Schwarze, trug ein Päckchen mit Schleifen verziert. Moussa überreichte zwei Zigarren und Cazin eine Flasche Wein. Alle drei verneigten sich mit großen Zeremonien, die sie eingeübt hatten. Reschussat sah sich beschenkt. Eine Schachtel Pralinen in der zitternden Rechten, zwei Zigarren in der Linken und die Flasche Wein stellten sie ihm auf den Nachttisch. Seine Hände hielten die Geschenke und er lachte:

„Nein, diese Jungens! — Nein diese Jungens!"

Die schlechte Luft des Zimmers war in dem Tannenduft und Kerzenlicht vergangen.

„Nein, diese Jungens!" wiederholte Reschussat. „Ich rauche nicht. Ich werde sie mir als Andenken aufbewahren. Aber gebt mir den Pinard."

Der Krankenwärter öffnete die Flasche. Sorri nahm sie in beide Hände und bot sie ihm mit einer feierlichen Bewegung dar.

Reschussat trank langsam.

„Das ist Pinard. Wie gut der ist!"

Da drängten sich wohl zwanzig Gesichter im Türrahmen. Sie lachten dasselbe bittere Lachen mit Reschussat.

Dann war es wie ein strahlender Sonnenuntergang. Der Lichterbaum entfernte sich mit Lachen und Jauchzen. Funkelnd und glitzernd spielte der Widerschein im Flur. Die heiligen drei Könige entfernten sich mit ihren weißen Bärten und langen Gewändern. Reschussat hielt noch immer mit beiden Händen den Wein und starrte auf die Kerzenflamme, als wäre alles Licht in ihrem Schein geblieben. Er lachte zögernd und wiederholte:

„Ja, das ist Pinard!"

Er lächelte immer noch, ohne etwas zu sagen.

Ganz langsam kehrte die Dunkelheit wieder ins Zimmer und machte sich wie ein Haustier an seinen alten Platz.

Mit ihr glitt eine Traurigkeit über alles, die den Geruch der Krankheit trug. Wie Staubwirbel umgab sausendes Schweigen jeden Gegenstand. Das Gesicht des Kranken verlor den feierlichen Widerschein des Lichterbaumes. Er ließ den Kopf sinken und sah das Bett entlang, die mageren, leblosen Beine, die seine Beine waren, die Gefäße auf dem Verbandstisch und all die unbegreiflichen Dinge und lallte:

„Warum das alles? — Warum [illegible] alles?"



Unterhaltung und Wissen

Benedikt, der Neunmalweise

Eine Bauerngeschichte von Andre Baillon.

Vater Benedikt war 65 Jahre alt. Wenn einen in diesem Alter ein Uebel befällt, so sitzt es meist im Kopf oder im Kreuz oder auch im Magen. Bei ihm war es nicht so arg; kaum der Rede wert — so ein ganz kleines bißchen im Daumen der rechten Hand.

An einem schönen Morgen stellte er die Sache fest. Als er ihn krümmen wollte, mußte sich Vater Benedikt sagen, daß dieser Daumen widerspenstigerweise ganz steif blieb. So etwas wie ein kleiner Knochen verhinderte ihn sich zu krümmen. Pöh! Ein steifer Finger macht nichts bei der Arbeit. Die Ernte ging bald zu Ende. Die ganze Woche über fuhr er sein Getreide ein. Erst am Sonntag, als er sich auf der Jagd befand und seine Flinte auf einen Hasen zückte — paff!, geschah es Vater Benedikt, der sein Leben lang kein Tier verfehlt hatte, daß er einen Schuß ins Leere tat.

„Dieser verfluchte Finger!"

Etwas später stieg das Uebel aus der Umfriedung, in der es sich verschanzt hatte, in die Hand und nistete sich zwischen den Knochen des Handgelenks ein. Die Hand war nicht tot, da sie ja brannte. Deshalb war sie aber doch nicht zu brauchen. Im übrigen war es nicht so schlimm mit ihr. Kann man seine Arbeit nicht mit der Rechten machen, macht man sie mit der Linken. Aber nach der Ernte, als er den Pflug führte, um ein Feld zu bearbeiten, benötigte er seine beiden Hände auf einmal. Holla, holla! Er gab sich die größte Mühe. Aber zum ersten Male hatte Vater Benedikt, der sein Leben lang kerzengerade Furchen gezogen hatte, ganz schiefe gemacht.

„Dieses verfluchte Handgelenk!"

Im darauffolgenden Sommer wanderte das Uebel, das während des Winters seinen Platz nicht verlassen hatte, vom Handgelenk in die Hand hinunter und entschwand durch den Daumen. Fort! Nur ein bißchen Steifheit blieb zurück. Danach hätte man vermuten können, daß es niemals wiederkommen oder doch dort wiederkommen würde, wo es entschwunden war. Gefehlt! Eines guten Morgens, als sich Vater Benedikt aus seinem Bett erhob, kam es anderswo zum Vorschein. Diesmal im Bein und nicht auf der rechten Seite wie bei der Hand, sondern auf der linken Seite. Das Bein schwoll erst ein bißchen an, dann ein bißchen mehr, dann sehr. Wenn er es beim Sitzen ausgestreckt hielt, ging es ja so ziemlich. Aber sowie er aufstand, ei wei! —, er hatte nicht genug Hände, um sie an sein Bein zu halten, an sein Kreuz, an seine Hüften — — —, behende war dieses Uebel wie eine tückische Katze: in allen Teilen seines Körpers saß es zugleich. —

Sollte er sein Leben damit zubringen, auf einem Stuhl zu hocken und zu seufzen? Man mußte sich Klarheit verschaffen. Eines Tages kam der Tierarzt, um eine Kuh zu besichtigen. Diesem guten Tier fehlte Gott sei Dank nichts.

„Da Sie nun mal hier sind," sagte Vater Benedikt, „sehen Sie sich doch auch mein Bein an."

„Das, sagte der Tierarzt, „ist Rheumatismus. Gehen Sie zum Doktor." — — Rheumatismus! Vater Benedikt würde gerade wegen eines lumpigen Rheumatismus seine Groschen zum Doktor tragen! —

Nicht weit von ihm wohnte der Schäfer Joseph. Der Schäfer Joseph wußte alles. Als die Tochter des Stellmachers in andern Umständen war, hatte er ihr ein Tränklein aus Kräutern gebraut. Dieses Tränklein hatte so stärkend gewirkt, daß diese brave Frau, obwohl sie nicht zu den kräftigsten gehörte, Zwillingen das Leben schenkte, einem Knäblein und einem Mägdelein, die allerdings während der Geburt starben, was aber alles in allem ein Segen war, denn die Mutter verschied ebenfalls alsobald. Er verstand sich darauf, den Schafen die Dornen herauszuziehen, die sie sich beim Weiden im Gestrüpp eintraten. Es mußte doch noch viel einfacher sein, dem Vater Benedikt das Uebel herauszuziehen, das er sich ins Bein getreten hatte.

Eines Morgens schleppte sich Vater Benedikt also — au, au, au! — so gut er konnte zum Schäfer. Schäfer Joseph ließ sich nicht lange bitten. Er forderte 20 Sous und sagte:

„Die Tierärzte sind Esel".

Und fügte hinzu:

„Die andern Aerzte auch."

Was Vater Benedikt quäle, sei nicht Rheumatismus. Auch nicht, wie man hätte glauben können, ein Knochen. Nein, ein Wind! Dieser Wind sei durch ein Loch hereingekommen, das sich Vater Benedikt, ohne es zu wissen, unter dem Nagel gestoßen habe. Das geschieht auch, wenn sich die Schafe zwischen den Wurzeln verwickeln. Vom Nagel sei der Wind in den Arm gestiegen, in den Körper geschlichen und warte jetzt auf eine Gelegenheit, zum Bein herauszuschlüpfen. Vielleicht genüge ein Einschnitt, um den Ausweg zu ermöglichen. Aber ein Einschnitt könne das Blut vergiften und — es stehe noch mehr auf dem Spiel: einen Frank koste das. Vater Benedikt sollte also nach Hause gehen, sich ein schönes Stück Kuhmist aussuchen und als Pflaster aufs Bein pappen. Acht Tage — und das Pflaster werde den Wind aufgesaugt haben. —

Heilmittel sind bekanntlich um so wirksamer, je mehr Schmerzen sie verursachen. Vater Benedikt kehrte heim, legte das Pflaster auf und hatte große Schmerzen. Er hatte, wenn man so sagen darf, für seine 20 Frank vollauf genug.

Am ersten Tage — den Gestank konnte man gerne in Kauf nehmen — wars nicht schlimmer und nicht besser als vorher. Zweifellos verhielt sich der Wind mäuschenstill in seiner Ecke. Am zweiten Tage war der Gestank verschwunden, der Schmerz blieb derselbe. Am dritten Tage fing der Wind an, sich im Bein zu rühren. Auch in der Wade begann es zu stechen. Gegen Abend trat ein Brennen hinzu. Am vierten Tage mußte sich Vater Benedikt zusammennehmen um nicht das Plaster in die Hölle zu schicken. Pfui Teufel, das stach und brannte nicht nur, dieser böse Wind unter dem Kuhmist fuhr hin und her, um einen Ausweg zu finden, so daß das Bein zum Platzen anschwoll. Am fünften Tage begann Vater Benedikt zu stöhnen, und wußte nicht mehr, wo es ihm meisten weh tat: in der Wade, im Fuß, im Knie oder sogar — habt ihr Worte? — im Kopf, in dem der Wind mit heftigen Stößen tobte. —

Schließlich kam der achte Tag. Man wartete den Abend nicht ab. Man entfernte das Pflaster. Man betrachtete die Stelle. Wie der Schäfer gesagt hatte, hatte sich der Wind ein großes Loch geöffnet. Nur war das Bein jetzt doppelt so dick wie früher, und — nanu? —, als man es mit kaltem Wasser gewaschen hatte, war es nicht mehr rot, sondern blau. Ob er wollte oder nicht, seine Frau ließ — Geld hin, Geld her — den Arzt kommen. Die Aerzte sagen, was ihnen paßt, und die Frauen sind sich alle gleich. Kaum hatte ihm die Alte den ersten Löffel Medizin verabreicht, verlor Vater Benedikt alle Lust zu essen und zu schlafen und verlangte nur noch zu trinken. Und sein Bein wurde so steif, daß die Steifheit den ganzen Körper steif machte und er sich nicht mehr rühren konnte. Holla, holla — Vater Benedakt glaubte wahrhaftig, er müsse sterben. Aber seine Gesundheit war stärker als die Medizinen des Doktors. Nach drei Monaten hatte sie gesiegt: er konnte wieder gehen.

An einem Julimorgen jedoch, als er Holz spaltete, stellte er fest, daß er einen Finger nicht krümmen konnte. Potzblitz! Knochen, Rheumatismus oder Wind — er würde sich nicht von neuem mit Medizin vergiften lassen. Wenn er sich auch während seiner Krankheit nicht bewegen konnte, so hatte er doch hören können. Es waren gute Nachbarn erschienen. Die einen hatten gesagt:

„Rheumatismus? Braucht Wasser, muß ertränkt werden."

Die andern:

„Rheumatismus? Ist Frost, muß erhitzt werden."

Er hatte eine gute Idee. Seine Frau war auf dem Felde. Er machte ein mächtiges Feuer im Backofen, zog die Kohlenglut heraus, kroch hinein und schloß die Tür . . .

Punkt zwölf kam seine Frau zum Essen nach Hause. Sie suchte Benedikt. Er war nicht in der Küche, nicht auf dem Boden und auch nicht im Keller. Aber dort der Backofen — die rauchenden Kohlen, eine Bombenhitze . . . Es war doch heute nicht Backtag. Großer Vater im Himmel! — — Da drin war ja ihr Mann. —

„Benedikt! Verdammtes Luder, kommt du heraus?!"

Aber Vater Bnedikt wollte nicht hören. Drei Leute mußten unpacken. Man legte ihn auf den Tisch. Und da blieb er liegen wie ein gebackenes Brot.



Auf dem „Weihnachtsmarkt"

Ein reizender Holzschnitt Ludwig Richters (1803—1884).



Norwegen weiht seinem größten Dichter eine Briefmarke

Zum 100. Geburtstag Björnstjerne Björnsons hat die norwegische Postverwaltung eine neue Serie von Briefmarken in den Verkehr gebracht, die den Kopf des Dichters und seine Unterschrift zeigen.

Wettrennen mit einem Manuskript

Von Josef Maria Frank.

Einem quicklebendigen Büchlein von Josef Maria Frank „Berliner Capriccio", das mit viel Geschick das wirblige Berlin zeichnet, entnehmen wir mit Erlaubnis der Universitas, Berlin, diese Skizze: Bücher haben — Schicksale! Manuskripte besonders. Lang und breit erklärte Herr Nemesis an seinem Bücherwagen diese inhaltreiche Behauptung.

Das Scheerbart-Manuskript, tatsächlich die Handschrift der „Asteroiden" mit den Originalzeichnungen Scheerbarts, war nicht mehr vorhanden. Nemesis hatte es schon abgegeben. Wie er sagte: „Sozusagen für ne Schmalzstulle!"

„Se wissen doch, Herr Lichtblick — die Zeiten. Wie soll ick mir da lange mit so wat uffhalten könn'? Morjen muß ick Lagermiete zahlen, ma muß sehn, wo ma bleibt. Un' Scheerbart is unsicher. Fuchs, dei Ehrohtische Bilderlexikon, Wie biste Weib?, Pitigrilli un' Wahlace sind glatte Sachen, aber nich Scheerbart, det vasteht am Dönhoff keener!"

Lichtblick verstand nur, daß Scheerbart nicht mehr da war. Und schrie: „Mann! Wer—? Ein Bekannter, Nemesis?"

„Maus. Se wissen: Maus. Vor ner Stunde war er hier un hat't mitjenomm'. In sein Laden kann er't eher loswern als ick uff'm Wagen. Maus hat Kunden für sowat, er meinte, Pergament, er wollte mit Pergament mal reden. Aber, fahrense doch mal hin zu Maus, vielleicht hat a't noch, nich wah? — wie wär't übrigens mit ne halb jeschenkte „Sonnenfinsternis", Erstausgabe mit Widmung, ahpohpoh Holz: Wissense nich, wer eenen billijen „Sonnenuffgang" hat? Ick ha'n Kunden, der is scharf druff. Se wissen — die Erstausgabe mit de Widmung!"

Lichtblick war schon verschwunden. Nemesissens Fragen interessierten ihn nicht, jetzt mußte gejagt werden. Und außerdem besaß er Holz komplett und hatte von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" keine Doublette.

Um die Ecke schlingerte die Tauentziengondel. Lichtblick furchtlos wie ein Jüngling, sprang auf. Das ewige Stoppen vor den Verkehrsampeln konnte irrsinnig machen. Eine Taxe wäre doch vielleicht besser gewesen—? Aber, alles geht einmal vorüber, auch eine Autobusfahrt durch die City.

Maus, der „Goldoni"-hafte sprichwörtliche „Diener zweier Herren", der geschäftigste aller Antiquare, der alles mitnahm (von verramschten Restauflagen bis zur umstrittenen Dürerbibel) und, was das größere Wunder war, auch an den Mann oder an die Frau brachte, Maus sprang quecksilbrig Lichtblick entgegen wie einem langentbehrten lieben Freund.

„Ich grüße, edelster der Bibliophilen! Daß man Sie so selten sieht —? Was macht das Getreide? Ach, richtig — Sie haben ja Konfektion, nu is auch mies. Haben Sie Interesse für eine „Erbsünde", von Klemm, Nummer 3, billig, billig, haben Sie schon, Sie haben auch alles, paar Blätter von Beckmann? Interessiert Sie nicht, hm — Utamaro vielleicht, Erotika? Auch nicht, Gott, sind Sie komisch! Lassen Sie mich überlegen — wie, Sie suchen den Scheerbart? Mein Unglück — vor einer halben Stunde har —"

Lichtblick stöhnte auf: „„Fort? Wer hat's, sagen Sie! Ich rase extra von Nemesis hierher! Damit Sie es verkaufen!"

„Ich bitt' Sie, Herr Kommerzienrat, bin ich Hannussen? Konnt' ich hellsehn, daß Sie scharf sind? Ihnen hätt' ich's lieber verkauft, aus Ihnen hätte ich mehr herausgequetscht als aus Poselt! Ein Malheur, schlechter Tag heut, muß mal nachsehn im „Horoskop für Jedermann" — auch ein „Horoskop" gefällig, Gelegenheitsangebot, Restauflage, für Sie zwanzig Pfennig, in welchem Monat geboren? Sie wollen nicht, nicht einmal für zwanzig Pfennig? Was hab ich gesagt, hier steht's: „Donnerstag kritisch für Geschäftsangelegenheiten". Elly, mach zu den Laden, häng's Schild raus: „Vorübergehend geschlossen!" Der melancholisch kopfschüttelnde Maus verzog sich nach hinten.

Indes raste Lichtblick schon zum „Romanischen". Er wußte: um diese Zeit saß Poselt dort im Cafee.

Der Portier, wohlvertraut mit dem „Rachmonischen Stamm", erinnerte sich nicht, Herrn Poselt heute gesehen zu haben. Aber vielleicht hatte ihn der Portier übersehen.

Ebensogut hätte man auch im Nebel suchen können, so dick war die Luft im Cafee. Man hätte sie bequem in Scheiben schneiden können.

Jonny, der dunkelste aller Morphinisten, der ruhlose Ahasver aller Bohemecafees, der als erster ihm in den Weg lief, benutzte die Gelegenheit zu einem erfolgreichen Anpump, schüttelte jedoch den schwarzwirr umlockten, berühmten expressionistischen Modellkopf und zog den gekrümmten Rücken noch mehr ein — er wußte beim besten Willen nichts von Poselt zu berichten.

Verzweifelt Umschau haltend, irrte Lichtblick durch die Größenwahn-Menagerie. Die Luft summte wie in einer phantastischen Ideen-Gebärklinik.

Durch diesen Jahrmarkt-Rummel der kleinen und großen Eitelkeiten ungerupft vorzustoßen, war nicht einfach. Etwas über Poselt zu erfahren, war noch schwieriger, wenn man bedenkt, daß man hier auf Fragen nach anderen nur Antwort über sich selbst gibt, und daß die berufsmäßigen Hellseher hier die einzigen Wahrsager zu sein pflegen.

Erst am Prominententisch wußte man von Poselt. Er war für Minuten hier gewesen, mit dem Scheerbart-Manuskript, das sie bestaunt hatten. Doch Poselt war wieder fortgerast, um das Manuskript — wie er gesagt habe: zu verramschen.

Lichtblick traf fast der Schlag.



Heimkehr des Skiläufers

Der Ball auf der „Royal George“

In sich versunken, schritt ein junger Offizier der englischen Marine, dessen Erscheinung den Aristokraten verriet, aus dem Park von Portsmouth heraus und wandelte in eine der vornehmen Straßen der großen Hafenstadt hinein.

„Hallo, Sir Francis!“ rief ihn da ein vornehmer, junger Herr an. „Das ist ja reizend, daß ich Sie treffe! Heute abend hätten wir uns ja zwar auch gesehen!“

„Sie kommen natürlich auch?“ erwiderte der Offizier, indem er den jungen Baronet herzlich begrüßte.

Beide hatten sich viel zu erzählen, als sie durch die stillen Straßen des vornehmsten Stadtviertels dahinschritten. Sir Francis Warcester war soeben auf dem großen Linienschiff „Royal George“, auf dem er als Offizier Dienst tat, aus Ostindien zurückgekehrt. Lange war er von England abwesend, war es doch eine langwierige Fahrt mit dem Segelschiffe um Afrika herum. So manches hatte er erlebt in jenem fernen Lande, und auch Baronett Turpison hielt mit seinen Neuigkeiten nicht zurück. Er hatte das Erbe seines Vaters angetreten, hatte das Herz einer jungen Dame gewonnen. „Meine Braut wird heute abend auch mit ihren Eltern erscheinen,“ sagte er. „Eine großartige Idee übrigens von Ihnen, den Offizieren Seiner Majestät Schiff „Royal George“, uns Festländern ein Ballfest zu geben! — Das verspricht ja etwas Außerordentliches zu werden. Der gesamte Adel und die ersten Bürger von ganz Süd-England sind eingeladen!“ — — —

„Fünfzehnhundert Einladungen haben wir ergehen lassen,“ — sagte Sir Francis. —

„Und die meisten werden kommen! Das will sich niemand entgehen lassen. Doch was ist mit Ihnen? Sie sind so ernst, so nachdenklich! — Haben Sie in Ostindien unser fröhliches, englisches Lachen ganz verlernt?“

Warcester lächelte etwas gezwungen. „Oh, nein, aber man hat so seine Stimmungen!“ — „Was haben Sie? Vertrauen Sie sich mir an, Ihrem alten Schulkameraden!“

„Nun, dann, lieber Freund, Ihnen kann ich es ja sagen! Es tut ein Nichts, ein Phantom! Ich hatte diese Nacht einen Traum —“. „Ach, nur ein Traum! Wenn es weiter nichts ist.“

„Auch ich glaube nicht an Träume; aber trotzdem läßt er mich nicht aus seinem Bann. Ich träumte, ich saß in einem großen, düsteren Zimmer. Da — ein donnerartiges Rollen, die Tür öffnet sich, ein gestaltloses Wesen schiebt herein. Ich sah es undeutlich — es war ungeheuer, war grau, wechselte fortwährend sein Aussehen. Die Kehle war mir wie zugeschnürt. Dann erwachte ich, in Schweiß gebadet.“

„Hm! — Sonderbar!“ sagte der Baronet. „Doch hat dies oft körperliche Gründe!“ —

„Ganz recht!“ erwiderte Warcester. „Aber was mich bedrückt: eben dieser selbe Traum kündet in unserer Familie stets ein Unglück an. Ich bin der Einzige unseres Geschlechts. Ich fürchte den Tod nicht, ich habe ihm auf der See und in Indien ins Auge gesehen. Aber doch liegt es mir auf der Seele wie ein Alp.“

„Liebster, bester Freund,“ sagte der Baronet herzlich, „denken Sie an die heitere Wirklichkeit, den prächtigen Tag, die Aussicht auf das Ballfest, auf das Gespräch mit den Schönen des Landes! So manche hat Ihrer gedacht, als Sie draußen waren. Sie waren stets als Kavalier geschätzt und beliebt!“ — Beide Herren begrüßten jetzt einige junge Damen der Aristokratie, und drückten ihre Freude über die Rückkehr des Offiziers aus. In vergnügtester Weise unterhielten sie sich dann über das Fest, das am Abend gefeiert werden sollte. Sprach doch das ganze Land davon, überall erzählte man sich von den festlichen Vorbereitungen. Wer aber nicht eingeladen war, die Volksmassen von Portsmouth und Umgebung, wollte doch an dem schönen Sommerabend zur Reede hinausgehen, um das beleuchtete Schiff zu betrachten und der Ballmusik zu lauschen.

Der „Royal George“, eins der größten und schönsten Linienschiffe der englischen Flotte, hatte festlichen Schmuck angelegt; überall auf Masten und Raen flatterten kleine Flaggen, und aus der Stadt hatte man unzählige Lämpchen geholt. Feuersgefahr war ausgeschlossen, der Kapitän und die Offiziere hatten eine genaue Ueberwachung der Lichter vorbereitet. Girlanden und Zweige schmückten das Schiff, besonders prangte der hochragende Bug in reichem Grün. Die erste Musikkapelle der Stadt war gewonnen worden, und für Speise und Trank war reichlich gesorgt.

Auf dem Mittelraum des Batteriedecks sollte getanzt werden, und man hatte, um den Raum zu vergrößern, die Kanonen auf den Rädern ihrer Lafetten vorwärts geschoben, so daß die Rohre weit aus den Luken heraussahen. Ein prächtiger, großer Tanzsaal unter freiem Himmel war so geschaffen worden. —

Das Wetter war herrlich, es war milde und keineswegs schwül, so daß an ein Gewitter nicht zu denken war. Kein Lüftchen regte sich. Die verwöhnteste Lady konnte am Abend mit den Gastgebern, den Offizieren des gewaltigen Schiffes, oder den Gästen, den Kavalieren des Landes, einen Tanz in dem so originellen Tanzsaale wagen.

Es war gegen Abend; der Kapitän und seine Offiziere musterten alles. Besonderes Gewicht legte man auf die Feuersicherheit: Bei einem etwaigen Brande sollte sofort eine Abteilung mit Sandsäcken und Wassereimern alarmiert werden, außerdem war eine ganze Flotille von Booten zur Sicherung der Gäste bereit.

Allmählich kamen diese nun an. Zahllose Equipagen rollten auf der Reede an das Ufer, und die Herrschaften im Ballanzug wurden in Booten zum „Royal George“ hinübergefahren. Man führte sie auf dem Schiffe herum und bat sie, sich in den unteren Räumen zu erfrischen.

Am Ufer sammelte sich eine ungeheure Volksmenge; aus der Stadt und Umgegend war sie herbeigeströmt, um das eigenartige Fest zu betrachten. Konzertmusik der Kapelle, die oberhalb des Batteriedecks Platz genommen hatte, klang herüber, und die unzähligen kleinen Flaggen waren von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen.

Als die Dunkelheit hereinbrach, flammten auf dem ganzen Schiffe die Lichter auf. Nun begann der Tanz, und allgemein beglückwünschten die Ladys und Kavaliere den Kapitän zu seiner prächtigen Idee, durch das Hinausschieben der Kanonen in die Luken einen so weiten Tanzraum geschaffen zu haben. Die Jugend tanzte und scherzte, die älteren Herrschaften konversierten, und die Freunde eines guten Tropfens fanden sich in den mittleren Räumen zusammen.

Sir Francis Warcester hatte soeben einen Tanz beendet und trat an die Seite des Ballraum. Plötzlich kam ihm der Gedanke an seinen Traum. Es litt ihn nicht mehr in dem Reiche der Lebensfreude, er suchte die Einsamkeit.

Als er eben das Batteriedeck verlassen hatte, sah er seinen Freund, den Baronett Turpiso, der am Arme seiner jungen, schönen Braut daherkam und ihm zurief: „Nun, wo sind Ihre düsteren Träume, Sir Francis? Das Leben ist doch wunderschön; laßt es uns in vollen Zügen genießen!“

Warcester nickte ernst und wortlos, und begab sich in den entferntesten Raum des erleuchteten Schiffes. Hier stand er und starrte ins Weite hinaus, während die Klänge der Ballmusik von weitem herübertönten.

Wieder sah er sich in dem großen, düsteren Zimmer, hörte das donnerartige Rollen, sah er die graue, gestaltlose Masse sich heranschieben. —

Doch er raffte sich auf. Wie konnte eine Gefahr drohen? Gegen Feuer war die erdenklichste Fürsorge getroffen, zudem lagen zahlreiche Boote neben dem Schiffe. Ein Sturm? Es war ja das schönste Wetter! Zwar hatte sich ein leichter Wind aufgemacht, der „Royal George“ wiegte sich sanft auf den Fluten — sicherlich ein angenehmes Gefühl für die Tanzenden! Das Wiegen wurde stärker. Wieder legte sich das Schiff ganz wenig, ganz leise auf die eine Seite und dann auf die andere. — Da durchfuhr den Einsamen ein furchtbarer Gedanke: die Kanonen! Die Ketten der Kanonen waren losgemacht, und die Lafetten waren ungefesselt. Wenn sie auf eine Seite rollten! Eisig kalt überlief es den stillen Mann; wieder sah er sich in dem düsteren Zimmer, hörte er — war das nicht das Rollen? Er hörte es, hörte es mit fürchterlicher Deutlichkeit, erst schwach, dann stärker, und dazwischen ein tausendstimmiges Geschrei, Geschrei von Männern und Frauen, Geschrei der Tausende am Ufer! — — —

Die entfesselten Kanonen sind, durch die Reihen der Tanzenden hindurch, auf eine Seite gerollt. Der „Royal George“, der Stolz der englischen Flotte, neigt sich, eine brüllende, kreischende Menschenmasse stürzt übereinander nach der sinkenden Seite — die Bordwand berührt die Wellen, die Masten tauchen in die Flut.

Warcester stürzt zu Boden; er hört das Schreien, er sieht die Masse des Meeres vor sich. „Das Graue, Gestaltlose!“ ruft er plötzlich laut. — Das Schiff wendet sich immer mehr nach unten, mit furchtbarer Schnelligkeit schießt das Wasser herein. Der „Royal George“ versinkt in den Fluten, und mit ihm versinken all die Offiziere, die Ladys, die Seeleute! Ein Wirbel der Flut zeigt die Stelle an, wo er versunken ist, ein Wirbel, aus dem kein Lebender zurückkehrt.

Ein Rest Kreppsatin

„Na, sehr geehrtes Fräulein Grete“, begann die Vorarbeiterin, „vielleicht belieben Sie auch mal aufzuwachen? Hast wohl gestern zu lange gebummelt, kleine Schlafmütze, was?“

Grete fuhr hoch und stieß den Karton mit Spitzen um, in den sie geistesabwesend gestarrt hatte.

Gebummelt? Ach nein, aber morgens war sie immer noch schrecklich müde, und heut ganz besonders, weil Mutter in der Nacht so viel gehustet hatte.

Müde und traurig war sie.

Warum eigentlich traurig? Weshalb sollte Wilhelm denn nicht mit der roten Lita mal ein bißchen stehen und schwatzen, da war doch gar nichts dabei? Wilhelm holte sie immer abends ab und dann machten sie einen Umweg durch die Anlagen. Wilhelm erzählte meistens von seinem Fußballklub und Grete hörte aufmerksam zu, obwohl es sie durchaus nicht interessierte. Manchmal drückte er auch ihren Arm und sagte „mein kleines Mädchen“ zu ihr, und dann erschauerte Grete von Seligkeit und vergaß ihre kranke Mutter zu Haus und ihre erfrorenen Füße und Frau Bertin, die immer so häßlich zu ihr war und sie „alter Trampel“ schimpfte.

Und gestern abend hatte sie sich verspätet, und als sie atemlos an die Ecke kam, stand Wilhelm ganz dicht bei Lita Mangers, und die lachte recht frech und schob den Wilhelm von sich weg.

„Da haben Sie Ihren Anbeter wieder, Trampeltierchen — viel Vergnügen auch!“ Und Wilhelm war gar nicht so nett gewesen wie sonst und hatte gesagt, die Lita wäre sehr apart mit ihren rotblonden Halblocken und so fesch angezogen.

„Ja, die konnte sich wohl fesch anziehen, die brauchte zu Haus nichts abzugeben, während sie all ihr bißchen Geld —

Es klopfte leise an der Hintertür. Das war der Briefträger, der so allerlei private Post für die jungen Damen brachte, und diesmal fand sich auch etwas für Fräulein Margarete Böttcher dabei. Eine dicke goldgeränderte Karte war es — die Einladung zum Stiftungsfest des Fußballklubs „Einigkeit“, von dem ihr Wilhelm schon Wunderdinge erzählt hatte.

Sie erglühte über und über und ihre blaßblauen Augen wurden ganz dunkel vor Freude — aber dann zuckte ihr ein jäher Schrecken durchs Herz. Was sollte sie denn bloß dazu anziehen?

Das dunkelgrüne Sonntagskleid war ja ganz unmöglich, und das waschseidene von vor zwei Jahren war viel zu kurz und unter den Armen schon zerrissen — und an etwas Neues durfte sie gar nicht denken, jetzt, wo die Mutter nichts verdiente und das Vorderzimmer immer leer stand. — —

Frau Bertin hat heut viel zu tun gehabt, aber es hat doch nicht recht „geflutscht“. An Kundschaft, die alte Sachen modernisieren läßt, ist ihr nicht viel gelegen, und ihre Laune ist daher nicht rosig.

„Fix, Grete, aufräumen und nicht so trödeln!“ schreit sie in den Korridor und schichtet die Modeblätter aufeinander, die den Tisch in der Diele zieren.

„Und alle Stecknadeln auflesen, hörst du wohl, nicht etwa ausfegen!“

Grete, verstört und ganz woanders mit ihren Gedanken stellt die Schirme zusammen, die den Saal in „Kojen“ abteilen und kriecht auf der Erde herum, um die Hunderte von Stecknadeln aufzusammeln.

Wie sie die Diwandecke hochhebt, schimmert da unten etwas hell — ach, das ist ja der Rest Kreppsatin von dem Hochzeitskleid für Fräulein Römer! Wenn sie — wenn sie davon ihrem Waschseidenen unten ein paar Volants ansetzt, gibt das ein entzückendes Kleid — dann kann sie das Stiftungsfest mitmachen und Wilhelm findet sie auch „fesch angezogen“ —

Sie greift nach dem Seidenstoff und stopft ihn sich unter ihren Schürzenlatz. Und jetzt nur rasch weg, ehe Frau Bertin hereinkommt, die auf dem Flur mit irgendwem herumzankt. —

Sie läuft mit Schaufel und Besen und öffnet die Tür, aber ein Schürzenträger bleibt an der Klinke hängen — ratsch, reißt hinten der Knopf ab und der Träger fällt herunter. Frau Bertin will eben anfangen zu schelten, aber da bleibt ihr das Wort im Munde stecken. Sie starrt auf die glänzende Seide und in ihre kalten Fischaugen kommt ein böses Funkeln.

„Ach, sieh mal einer an, wie nett! Da haben wir ja den sauberen Vogel erwischt! Jetzt weiß ich auch, wo der schwarze Taft geblieben ist und die antike Silberspitze von Frau Direktors Dinertoilette!“

„Ich habs nich, ich habs nich! wimmerte Grete. „Ich hab noch nie was genommen, Frau Bertin, keinen Schnipsel, noch nie. Bloß weil doch der Rest hinterm Sofa lag, und wo ich doch nichts anzuziehen hatte für nächsten Sonnabend.“

„Laß das Gequatsche!“ sagt Frau Bertin. „Du bist für sofort entlassen — und Anzeige bei der Polizei erstatte ich auch, das wäre ja noch besser, so'ne diebische Elster, und wo man das menschenmögliche tut . . .“

Grete heult laut auf.

„Nich die Polizei, Frau Bertin, nich die Polizei! Erbarmen Sie sich doch — wo Mutter so krank is — das überlebt sie ja nich — — —“

Frau Bertin zuckt nur die Achseln und macht mit einer bezeichnenden Handbewegung die Tür zur Treppe ganz weit auf.

— — — — — — — — — — — — — —

Beim Stiftungsfest der „Einigkeit“ wird Wilhelm Pohlmann allgemein um seine schicke Dame beneidet, und die rote Lita sieht in ihrem Taftkleid mit Silberlitzen auch wirklich hochelegant aus.

„Fabelhaft!“ sagt Wilhelm und betrachtet den Staat bewundernd von oben bis unten. „War wohl bißchen teuer, was?“

Lita lacht und sieht schräg zu ihm auf.

„Ooh nee, gar nich. War billig. Da muß man sich bloß drauf verstehn!“

Laurahütte u. Umgebung

Brüderpaar fälscht Einzlotystücke.

Insgesamt 5½ Jahr Gefängnis.

Zwei geschickte Geldfälscher wurden vom Kattowitzer Gericht zu längeren Freiheitsstrafen verurteilt. Es handelt sich um die Brüder Michael und Josef Tobarski aus Siemianowitz. Die Kriminalpolizei recherchierte seit längerer Zeit nach diesen beiden Tätern, die äußerst geschickt Einzlotystücke nachahmten und in Umlauf setzten. Die Werkstatt der Geldfälscher wurde in der Wohnung einer gewissen Gertrud Gabriel aufgedeckt und das gerissene Brüderpaar arretiert. Die Polizei konfiszierte zugleich Tiegelpressen, Formen, Gußstücke und andere Vorrichtungen zur Herstellung von Falschgeld. Bei der Herstellung der Einzlotystücke verwendeten die Fälscher Mischungen von Blei und Zinn und zwar so kunstgerecht, daß stets das genaue Gewicht erreicht wurde und selbst bei Nachprüfung auf der Geldwage Beanstandungen nicht erfolgten. Vor Gericht waren die Fälscher keineswegs geständig. Sie griffen vielmehr zu verschiedenen Ausflüchten und besaßen sogar die Dreistigkeit, ein Gutachten von Sachverständigen anzufordern. Verhört wurde als Zeugin auch die Gertrud Gabriel, die als Geliebte des Michael Tobarski gilt. Diese Zeugin machte unter Eid grundsätzlich andere Aussagen als im Voruntersuchungsverfahren, so daß der Staatsanwalt Antrag auf Festnehme der Zeugin wegen Meineidverdachts stellte. Das Gericht kam im Verlauf des weiteren Verhörs zu der Ueberzeugung, daß diese Zeugin als geistig minderwertig anzusehen ist und nahm daher davon Abstand ein Meineidsverfahren einzuleiten. Das Urteil für Michael Tobarski lautete auf 3 Jahre, für Josef Tobarski auf 2½ Jahre Gefängnis. Beiden Verurteilten wurden überdies die bürgerlichen Ehrenrechte für die Dauer von 5 Jahren aberkannt.

Aus der Baingower Gemeindestube.

Den Hauptpunkt der am Mittwoch stattgefundenen Gemeindevertretersitzung in Baingow bildete die Bewilligung eines Betrages für die Arbeitslosen zu den Weihnachtsfeiertagen. Zu der von der Wojewodschaft bewilligten Subvention in Höhe von 650 Zloty, genehmigten die Gemeindevertreter aus der Gemeindekasse noch weitere 300 Zloty. Zur Verteilung gelangen an Ledige 5 Zloty, an Verheiratete 10—14 Zl. als Weihnachtsgratifikation. Zu je 20 Zloty wurden dem Blindenverein und dem Milocki-Institut in Kattowitz genehmigt. Eine Weihnachtszuwendung von 250 Zloty erhielt die Schulkommission für die Einbescherung der Schulkinder, sowie zu je 20 Zloty die beiden Bürogehilfen der Gemeinde. Abgelehnt wurden die Subventionsanträge des Aufständischenverbandes, sowie der Freiwilligen Feuerwehr. Ein zweites Bereitschaftsgespann wird der Feuerwehr zugewiesen. Ablehnung fand ein Dringlichkeitsantrag der Ortsarbeitslosen auf Abschaffung der Pflichtdienstarbeitstage in der Wintersaison. Für 7 arbeitslose frühere Knappschaftsmitglieder der oberschlesischen Knappschaft, Gleiwitz, wird die Gemeinde die Anerkennungsgebühren bezahlen, damit diese nicht ihrer Pensionsansprüche verlustig werden. Eine vor dem Kriege aufgenommene unvalutierte Anleihe von 5500 Mark von der Provinzialhilfskasse Breslau wird zu einem Zlotywert von 500 Zloty abgelöst. Vermißt hatte man bei der Gemeindevertretersitzung die Bestätigung des neugewählten Gemeindevertreters Scholtyssek. m.

Apothekendienst. Während der Weihnachtsfeiertage ist der Apothekendienst wie folgt eingeteilt: Am Sonntag, den 25. Dezember versieht den Tages- und Nachtdienst die Stadtapotheke auf der Beuthenerstraße. Am zweiten Weihnachtsfeiertag. Tagesdienst Stadtapotheke und Nachtdienst, Berg- und Hüttenapotheke auf der Richterstraße. An den übrigen Wochentagen bis zum 31. Dezember versieht den Nachtdienst ebenfalls die Berg- und Hüttenapotheke.

Vorzeitiger Geschäftsschluß am Heiligen Abend. Am heutigen Abend dürfen die Geschäftslokale in Siemianowitz nur bis 5 Uhr nachmittags offengehalten werden. Am 2. Weihnachtsfeiertag bleiben die Friseurgeschäfte von 8—12 Uhr geöffnet. Sonst herrscht allgemein Sonntagsruhe. m.

Autobusverkehr an den Weihnachtsfeiertagen. Der letzte Autobus ab Kattowitz nach Siemianowitz fährt am Heiligen Abend um 22 Uhr. Vollständig eingestellt wird der Autobusverkehr am 1. Weihnachtsfeiertag, den 25. Dezember. Am 2. Weihnachtsfeiertag wird der Autobusverkehr wie gewöhnlich aufgenommen. m.

Grubenunfall. Dem Häuer Wilhelm Strzybny wurde auf Ficinusgrube im Untertagebetrieb eine Hand stark gequetscht und gleichfalls ein Finger abgerissen. Der Verletzte fand Aufnahme im Knappschaftslazarett.

=g= **Eine gefährliche Einbrecherbande unschädlich gemacht.** Dank des energischen Durchgreifens der Siemianowitzer Polizei konnte eine gefährliche Einbrecherbande unschädlich gemacht werden, die Monate lang auf oberschlesischem und Krakauer Gebiet straflos ihr Unwesen getrieben hat. Im Juli d. Js. wurde in das Juweliergeschäft Herszlik Josef Tennenbaum in Krakau, ulica Dietlowski 44, ein schwerer Einbruch verübt, wobei eine große Menge Schmucksachen im Gesamtwerte von 18 000 Zloty gestohlen wurden. Die Siemianowitzer Polizei, die die Ermittelungen nach anderen Dieben durchführte, stellte nun fest, daß der Diebstahl beim Tennenbaum von den Tätern Eduard Kowalik, Ludwig Dziedzic und Stephan Sluszník, sämtlich aus Bendzin ausgeführt worden ist, und die auch festgenommen wurden. Im Verlaufe der weiteren Ermittelungen stellte es sich heraus, daß die gestohlenen Schmuckstücke an den Juden Szyja Hops aus Bendzin, Fischring 1, verkauft wurden. Bei der Durchsuchung der Wohnung desselben wurde eine größere Menge Wäsche, Leinwand, Strümpfe usw, die hauptsächlich von Ladendiebstählen in Oberschlesien herrühren, und außerdem eine gewisse Menge Schmuckstücke und 4 goldene Uhren gefunden und beschlagnahmt. Auf dem Transport der Festgenommenen nach Siemianowitz hat Hops, der seine Unschuld beteuerte, versucht, einen der die Ermittelungen führenden Beamten mit 200 Zloty zu bestechen, und versprach dem Beamten noch 800 Zloty, wenn er ihn laufen ließe und das Ermittelungsverfahren gegen ihn einstellen würde. Sämtliche Täter wurden nach Durchführung der Untersuchung nach Krakau transportiert, weil die meisten Ladendiebstähle und Wohnungseinbrüche in diesem Gebiet ausgeführt wurden. Geschädigte können auf dem Polizeikommissariat in Siemianowitz über die beschlagnahmten Waren Auskunft erhalten.

Wahl des Knappschaftsältesten auf der Laurahüttegrube. Am 21. d. Mts. fand auf der Anlage der Laurahüttegrube (Fizinus) die Neuwahl des Knappschaftsältesten für den Untertagebetrieb statt. Der bisherige Knappschaftsälteste Hain, Mitglied des deutschen Bergbauindustriearbeiterverbandes, wurde wiedergewählt.

Sport an den Weihnachtsfeiertagen

Fußball.

1. Weihnachtsfeiertag.

K. S. Iskra Laurahütte — Slonsk Laurahütte.

Obengenannte Ortsvereine tragen am 1. Weihnachtsfeiertag auf dem Iskra-Sportplatz ein Freundschaftsspiel aus, welches wohl, da nur ein einziges Spiel in Siemianowitz steigt, seine Zugkraft nicht verfehlen dürfte. Beginn 1.30 Uhr nachmittags. Vorher spielen die unteren Mannschaften miteinander.

2. Weihnachtsfeiertag.

Pogon Kattowitz — K. S. 07 Laurahütte.

Mit 4 Mannschaften weilt am 2. Weihnachtsfeiertag der K. S. 07 in Kattowitz, wo er auf dem Pogon-Sportplatz dem K. S. Pogon im Freundschaftsspiel begegnen wird. Das Spiel der ersten Mannschaft steigt um 1.30 Uhr nachmittags.

Jednosc Michalkowitz — K. S. Iskra Laurahütte.

Am 2. Weihnachtsfeiertag spielt der hiesige K. S. Iskra gegen den benachbarten K. S. Jednosc in Michalkowitz.

Der Eishockeyklub in Posen und Thorn.

Einer Einladung nach Posen bezw. Thorn folgt zu den Weihnachtsfeiertagen der hiesige Hockeyklub. Er tritt am 1. Weihnachtsfeiertag gegen „Warta“ am 2. Weihnachtsfeiertag gegen „Lechja“ in Posen statt. Nach einem Ruhetag wird er am 28. Januar in Thorn gegen den Schlittschuhklub antreten. Wir wünschen den Eishockeyisten gute Erfolge.

Den verehrlichen Sportvereinen, sowie Sportlern von Siemianowitz und Umgebung wünschen wir recht fröhliche und gesunde Weihnachtsfeiertage. Die Sportredaktion.

Füllt die Listen aus! Wie alljährlich, so findet auch in diesem Jahre eine Registrierung der Einwohner, und zwar nach dem Stande vom 15. Dezember statt. Durch Vollziehungsbeamte des Magistrats werden den Hauseigentümern, bezw ihren Vertretern, sowie den Hauseinwohnern entsprechende Deklarationen zugestellt. Auf dem Fragebogen D 1 müssen von den Hauseigentümern sämtliche Mieter aufgeführt werden. Alle Rubriken sind vollständig auszufüllen. Die Wohnungsinhaber füllen die Deklaration 2 aus. Aufzuführen sind sämtliche Personen, die am Stichtag, also am 15. Dezember d. Js. in der betreffenden Wohnung wohnten. Um Beanstandungen zu vermeiden, macht der Magistrat darauf aufmerksam, daß die Listen sorgfältig und gewissenhaft ausgeführt werden. Die Hauseinwohner müssen innerhalb 3 Tagen beim Besitzer bezw. dessen Vertreter die Deklarationen abgeben. Bis zum 1. Januar 1933 müssen wiederum die Hausbesitzer die Listen dem Finanzamt zustellen. Nichtbefolgung dieser Verordnung zieht Strafen von 3—50 Zloty nach sich. Hauseinwohner denen keine Listen zugestellt werden, können diese im Steuerbüro des Magistrats einfordern. m.

Ein recht fröhliches und gesegnetes Weihnachtsfest



wünscht allen Abonnenten Die Redaction

Wohin zu den Feiertagen? Am 1. Weihnachtsfeiertag herrscht bekanntlich allseits Ruhe. Lediglich die „Freien Sänger“ organisieren nachmittags 4 Uhr im Generlichschen Saal eine Weihnachtsveranstaltung, mit einem umfangreichen Programm. Der Eintrittspreis ist sehr gering. — Abends 7 Uhr veranstaltet die bekannte Krejci-Kapelle im Zwei-Linden-Saal ein Weihnachts-Konzert, bei welchem vornehmlich Weihnachtslieder zu Gehör gelangen. Eintrittskarten sind im Vorverkauf beim Zigarrenkaufmann Mrozek erhältlich. — Der Abstinenzverein Siemianowitz hält am 2. Weihnachtsfeiertag seine diesjährige Weihnachtsfeier ab. Auf dem Programm stehen Deklamationen, Theateraufführungen usw. m.

=g= **Im Dienste des Armenapostels.** Wie alljährlich veranstaltete der deutsche St. Vinzenzverein an der Kreuzkirche in Siemianowitz auch in diesem Jahre eine Weihnachtsfeier für die Armen, die am Mittwoch nachmittag im katholischen Vereinshaus stattfand. Nach einem Gedichtvortrag und einem lebenden Bilde hielt Geistlicher Rat Pfarrer Kozlik eine Ansprache in deutscher und polnischer Sprache, worauf 155 Arme mit Lebensmitteln beschenkt wurden. Außerdem wurden noch 25 verschämte Arme mit Geldspenden bedacht. Auch das Kloster der Barmherzigen Schwestern erhielt eine Geldspende. Mit einem gemeinsam gesungenen Weihnachtsliede wurde die Feier beendet.

Gottesdienstordnung:

Katholische Kreuzkirche, Siemianowitz.

Sonntag, den 25. Dezember (1. Weihnachtsfeiertag).
12 Uhr: Zum Jesuskinde vom 3. Karmeliterorden.
6 Uhr: Auf die Int. des 3. Franziskanerordens.
7.30 Uhr: Zum hl. Herzen Jesu und Marias auf die Int. Jendrossek.
8.30 Uhr: Auf die Int. des deutschen 3 Ordens.
10.15 Uhr: Für die Parochianen (mit Assistenz).
Montag, den 26. Dezember (2. Weihnachtsfeiertag).
6 Uhr: Für die Parochianen.
7.30 Uhr: hl. Messe.
8.30 Uhr: In besonderer Meinung.
10.15 Uhr: Zum Kinde Jesu und zur hl. Theresia für ein Jahrkind Marie Iwanetzki.
Dienstag, den 27. Dezember.
1. Für verst. Johanna Nowak.
2. Für verst. Emanuel und Martha Skowronski.

Katholische Pfarrkirche St. Antonius Laurahütte.

Sonntag, den 25. Dezember (1. Weihnachtsfeiertag).
5 Uhr: Weihnachtsmesse.
7 Uhr: für das Jahrkind G. Kadlubek.
7.30 Uhr: für das Jahrkind der Familie Pojpiech.
8.30 Uhr: mit Assistenz, auf die Int. des 3. Ordens.
10.15 Uhr: mit Assistenz für die Parochianen.
Montag, den 26. Dezember (2. Weihnachtsfeiertag).
6 Uhr: auf eine bestimmte Intention.
7.30 Uhr: auf die Int. Swierc-Jurasik.
8.30 Uhr: für die Parochianen.
10.15 Uhr: mit Assistenz auf eine bestimmte Intention.

Evangelische Kirchengemeinde Laurahütte.

Sonnabend, den 24. Dezember.
17 Uhr: Christnacht.
Sonntag, den 25. Dezember (Heiliges Christfest).
9.30 Uhr: Festgottesdienst.
Montag, den 26. Dezember.
8.30 Uhr: Beichte und Feier des heiligen Abendmahls.
9.30 Uhr: Hauptgottesdienst.
11 Uhr: polnischer Festgottesdienst.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz. Verlag „Vita“ Sp. z. ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.

Aus der Wojewodschaft Schlesien

Grubenunglück auf der Niwkagrube bei Myslowitz

Gestern passierte auf der Niwkagrube bei Myslowitz ein gräßlicher Unfall, dem zwei Arbeiter zum Opfer fielen. Durch herabstürzende Kohlenmassen wurden die Grubenarbeiter Anton Wydrych und Franz Schmytka zugeschuttet und konnten nur noch als Leichen geborgen werden. Beide Arbeiter hinterlassen zahlreiche Familien.

Veruntreuungen im Gemeindehaus in Paulsdorf

Der Kattowitzer Kreisausschuß hat im Gemeindeamt in Paulsdorf eine Bücher- und Kassenrevision durchgeführt. Die Revision ergab eine Veruntreuung von mehreren Tausend Zloty Gemeindegelder. Die Veruntreuungen haben der Kassierer Eduard Korus, Buchhalter Alois Marek und der Burogehilfe Siegfried Wocka begangen. Alle drei Beschuldigten wurden der Staatsanwaltschaft angezeigt und die Staatsanwaltschaft ordnete ihre Verhaftung an. Die Verhaftung der drei Gemeindebeamten hat großes Aufsehen in der Gemeinde Paulsdorf erregt.

Kattowitz und Umgebung

„Selbstversorger“ für die Weihnachtsfeiertage.

In der Zeit vom 20. bis 22. Dezember wurden in Kattowitz und Umgegend nachstehende Diebstähle ausgeführt. Zunächst wurde in der Nacht zum 20. d. Mts. mittels Nachschlüssel ein Einbruch in die Kellerräume des Restaurateurs Franz Fuhrmann auf der ulica Andrzeja in Kattowitz verübt. Gestohlen wurden dort eine Menge Flaschen Wein und Kognak, sowie Rauchwaren, im Werte von 500 Zloty. — Mehrere Herrennachthemden, 10 Stück Taschentücher, 5 Servietten, sowie Kinderbekleidungsstücke im Werte von 500 Zloty wurden während eines Bodeneinbruchs zum Schaden des Heinrich Parnas in Kattowitz gestohlen. — Entwendet wurden, zum Schaden des Johann Holeczko, ulica Mickiewicza 13, Marian Sowa, Kasimir Wroniewicz, ulica Teatralna und Johann Kozik im Ortsteil Domb 10 Türschlösser, 1 Kinderschlitten, 1 eisernes Bett, sowie ein metallenes Bettgestell. — Aus einer Hofanlage auf der ulica 3-go Maja in Kattowitz stahlen unbekannte Spitzbuben, zum Schaden des Alfred Nebel, einen vierrädrigen Wagen, im Werte von 100 Zloty. Im Kattowitzer Buchverlag wurde einer gewissen Aniela Bargler aus Tichau ein Täschchen mit 160 Zloty, ferner 1 goldene Damenuhr und andere Sachen entwendet. — Auf der Strecke zwischen Kattowitz und Dombrowa wurden in einem Zugabteil dem Ingenieur Ludwig Podhajecki aus Dombrowa eine Geldbörse mit 90 Zloty, sowie mehreren Briefmarken und 2 Lose der 2. Lotterieklasse gestohlen. Der 18jährige Alfons Pietruschka aus Kattowitz stahl, zum Schaden seiner Mutter, die Summe von 300 Zloty, welche sie unter einem Bett verbarg. Nach dem Diebstahl begab sich der diebische Sohn nach der Wohnung eines gewissen P. in Zalenze. Es gelang inzwischen, den Täter festzunehmen. Ein Teil des Geldes, und zwar 119 Zloty, wurden vorgefunden und der geschädigten Mutter wieder ausgehändigt. Gegen den Dieb wurde gerichtliche Anzeige erstattet. — Festgenommen werden konnten der Franz S. und Erich S. wegen Eisendiebstahl, zum Schaden der Kleophasgrube im Ortsteil Zalenze. — Während eines Bodendiebstahls wurde zum Schaden der Hedwig Zydszewski, ein Kinderwagen, im Werte von 160 Zloty, gestohlen. Als mutmaßlicher Täter kommt ein gewisser Paul P. aus Kattowitz in Frage. Von der Polizei beschlagnahmt wurden drei Gartenstühle, welche vermutlich von einem Diebstahl herrühren. — Wegen Diebstahl eines Handwagens zum Schaden des Klemens Lukaszczyk in Brynow wurde ein gewisser Siegmund D. aus Zalenze arretiert. Gegen den Spitzbuben wurde gerichtliche Anzeige erstattet.

Wegen einer Nichtigkeit fast zum Mörder geworden.

Zu einer unbesonnenen Handlung die verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen konnte, ließ sich der Zinkhüttenarbeiter Wilhelm Cupryna aus Kostuchna hinreißen. Er geriet eines Tages mit dem Theodor Czempka in Streit und zwar wegen einer verhältnismäßig belanglosen Sache. Czempka weigerte sich angeblich an Cupryna den geliehenen Betrag von 5 Zloty zurückzuzahlen, da der Bruder des Cupryna die Fensterscheibe zertrümmert hatte. In seiner Erregung und Wut holte Cupryna aus seiner nahe gelegenen Wohnung eine Schußwaffe hervor und stürzte sich damit auf seinen Widersacher der gerade im Hofe stand. Czempka bangte um sein Leben, und versuchte dem Wüterich den Revolver zu entreißen. Er packte den Czupryna am Hals und verdrehte ihm die Hand. Es löste sich ein Schuß, der aber zum Glück fehl ging. Später gelang es der Mutter des bedrohten Czempka, den Revolver zu fassen und weiteres Unheil zu verhüten. Czupryna wurde wegen versuchten Totschlag arretiert und hatte sich vor dem Kattowitzer Gericht zu verantworten. Er beteuerte, an dem verhängnisvollen Abend stark betrunken gewesen zu sein und vollständig unter dem unheilvollen Einfluß des Alkohols gehandelt zu haben. Der Richter verwarnte den Revolverhelden auf das nachdrücklichste, bewährte aber im übrigen, in Anbetracht dessen, daß der Angeklagte Vater von 5 Kindern ist und die Tat im Alkoholrausch verübte, mildernde Umstände. Das Urteil lautete auf nur 6 Monate Gefängnis, bei Anrechnung der Untersuchungshaft und Strafaufschub für die Zeitdauer von 2 Jahren.

Der Dieb am Kattowitzer Wochenmarkt. Am Donnerstag-Wochenmarkt wurde einer Marktbesucherin unweit des Kattowitzer Badehauses eine Handtasche mit einem Geldbetrag von 45 Zloty entrissen. Trotz der Verfolgung gelang es dem Spitzbuben im Menschengedränge unerkannt zu entkommen.

Mieter unter sich. Im Hause an der ulica Cmentarna 3 kam es zwischen zwei Parteien zu einem Wortwechsel. Hierbei wurde die Frau Plisch von dem Mieter Paul Kusche so heftig gestoßen, daß sie gegen eine Wand fiel und sich dabei eine Kopfverletzung [illegible]. Ihr Ehemann Heinrich P. war darüber so aufgebracht, daß er in die Wohnung eilte und mit einer mitgebrachten Axt dem K. eine Kopfverletzung beibrachte.

Ein geheimnisvoller Schuß. Auf der ul. Styczynskiego fiel gestern abend ein Revolverschuß und die Kugel drang in die Wohnung des Richard Aniol ein. Nach Zertrümmerung der Fensterscheibe blieb die Kugel im Sopha stecken. Zum Glück wurde niemand verletzt. Wer den Schuß abgegeben hat, konnte nicht ermittelt werden.

Siemianowitz und Umgebung

Grubenunfall. Auf Baingowschacht verunglückte gestern im Nordfeld 2 der Bergmann Georg Graber, indem er durch herabfallende Kohle am Bein schwer verletzt wurde. Er mußte ins Knappschaftslazarett Siemianowitz geschafft werden.

Diebe auf dem Wochenmarkt. Bei dem ungewöhnlich starken Betrieb auf dem gestrigen Wochenmarkt bot sich den verschiedenen Spezialisten der Selbstversorger reichlich Gelegenheit, ihr Handwerk auszuüben. Begehrt waren für diese Sorte von Käufern hauptsächlich Weihnachtsbäume, Fische und andere Konjunkturwaren und die Polizei hatte vollauf zu tun, um die Verkäufer zu schützen. Auch Taschendiebe haben dem letzten Weihnachtsmarkt ihren Besuch abgestattet.

Betrunkener Student verursacht Straßenauflauf. In den gestrigen Abendstunden wurde ein betrunkener Student von zwei Polizeibeamten zur Wache transportiert, welcher durch sein renitentes Verhalten einen Straßenauflauf verursachte. Er tobte derart, daß die beiden Beamten kaum mit ihm fertig werden konnten und sich mit diesem auf der Straße herumwälzen mußten.

Myslowitz und Umgebung.

Straßenüberfall. Ein gewisser Wilzel, der in dem Beamtenhaus in Myslowitz, gegenüber dem neuen Friedhof wohnt, wurde des Nachts gegen 11½ Uhr, auf seinem Heimwege von einem maskierten Mann überfallen, der ihm von hinten mit einem Gummiknüppel mehrere Schläge über den Kopf versetzte. Herankommende Passanten, und die energische Gegenwehr des Ueberfallenen, veranlaßten den Banditen, die Flucht zu ergreifen. Es wäre angebracht, daß Polizeistreifen die Stellen an den in letzter Zeit wiederholt Ueberfälle passiert sind schärfer kontrolliert werden.

Einbrecherbande dingfest gemacht. Der Myslowitzer Kriminalpolizei gelang es gestern eine langgesuchte Einbrecherbande, auf deren Konto die großen Einbrüche die in Myslowitz und Umgebung ausgeführt wurden, festzunehmen. Nachdem letzten schweren Einbruch in die Johannesschule, der vor einigen Tagen verübt wurde, hat die Myslowitzer Polizei energische Nachforschungen angestrengt und es gelang ihr, im Nachbarort Jendzor eine langgesuchte Einbrecherbande, unter der sich auch eine Frauensperson befindet, zu verhaften. Eine große Menge gestohlener Sachen konnten in der Wohnung der Banditen beschlagnahmt werden. Unter starker polizeilicher Bewachung wurden die Banditen ins hiesige Gefängnis eingeliefert.

Tarnowitz und Umgebung

Schießerei zwischen Forstbeamten und Wilddieben.

In den späten Abendstunden des vergangenen Dienstags wurden mehrere Personen beobachtet, welche auf den Feldern in Swierklaniec nach Wild jagten. Der Förster Blaschert begab sich daraufhin mit seinen beiden Gehilfen Ochmann und Paulka nach dem fraglichen Gelände, um die Täter zur Rechenschaft zu ziehen. Die Wilddiebe reagierten jedoch nicht auf die Verwarnung, sondern feuerten mehrere Schüsse nach dem Beamten ab. Die Forstbeamten sahen sich veranlaßt, ebenfalls von ihrer Schußwaffe Gebrauch zu machen. Es fielen etwa 30 Schüsse. Allen Wilddieben gelang es jedoch unerkannt zu entkommen. Am Tatort wurde ein Sack mit Fasanen vorgefunden und konfisziert.

Verantwortlicher Redakteur: Reinhard Mai in Kattowitz. Verlag „Vita" Sp. z. ogr. odp. Druck der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-Sp.-Akc., Katowice.

Das Urteil in der Mordsache Wrobel

Erschlagen und in die Przemsa geworfen — 6 Jahre Gefängnis für Verleitung zum Gattenmord — Doppelmörder Kossiorek als Kronzeuge

Vorgestern gelangte vor dem Landgericht, u. zwar unter Vorsitz des Vizepräsidenten Dr. Arct, die Myslowitzer Mordaffäre Wrobel zum Austrag. Angeklagt war die Ehefrau des Ermordeten Marie Wrobel wegen Anstiftung zum Gattenmord. Die ruchlose Tat verübte in der Nacht zum 25. Oktober 1931 der Geliebte der Angeklagten, der 23jähr. Jan Kossiorek aus Warschau. Kossiorek war von seinem Truppenteil desertiert und tauchte unmittelbar darauf im oberschlesischen Industriebezirk auf, um der Arretierung durch die Fahndungsbehörde zu entgehen. Er fand schließlich Unterschlupf als Aftermieter in der Wohnung der Eheleute Wrobel, wo er mit der Ehefrau ein Liebesverhältnis einging. Wrobel war über das ehebrecherische Treiben seiner Gattin natürlich sehr erbost. Obwohl Wrobel unentwegt darauf drang, den lästigen Untermieter Kossiorek aus der Wohnung zu kriegen und auf diese Art den ehelichen Frieden wieder herzustellen, ging Frau Wrobel auf die Wünsche ihres Mannes nicht ein, vielmehr setzte sie alles daran, um die Feindschaft zwischen beiden Männern zu schüren. Kossiorek, der völlig in dem Bann dieses Weibsteufels war, entschloß sich nach längerem Bedenken dazu, den Jan Wrobel zu töten.

Eines Tages verlangte Frau Marie Wrobel, daß Kossiorek ihren Mann ins Feld hinausführen, dort durch eine Kugel in den Mund erschießen und den Revolver in die erstarrte Hand des Toten drücken solle, um einen Selbstmord vorzutäuschen. Ein anderes Mal dagegen wieder begab sich der weibliche Unhold mit Kossiorek nach der Przemsabrücke, um dort zu überlegen, wie Jan Wrobel auf die einfachste Art umzubringen sei. Als Jan Wrobel betrunken war, wurde er überredet, einen Spaziergang nach der Przemsabrücke gemeinsam mit Kossiorek anzutreten. Zum Unglück begann Wrobel über seine Ehefrau wütend zu schimpfen, was den Kossiorek in Wut versetzte. Er versuchte Wrobel, der sich in sitzender Haltung befand, hinterrücks zu erschießen. Er überlegte dann aber, daß durch die Schüsse Zeugen angelockt werden könnten. Deshalb ergriff er einen schweren Stein und ließ ihn auf den Hinterkopf des Wrobel sausen. Wrobel verlor das Bewußtsein und schlug gegen das Brückengeländer auf. Der Mordbube entnahm den Taschen des Wrobel das Geld und die Ausweispapiere und stieß darauf den Bewußtlosen in die Fluten hinab.

Die Angeklagte Marie Wrobel bestritt vor Gericht die Mitschuld und verlegte sich auf Ausreden. Aus diesem Grunde mußte eine bereits angesetzte Verhandlung vertagt werden, da sich die Vernehmung des Kossiorek als unumgänglich notwendig erwies. Zu der Donnerstag-Verhandlung wurde nun Doppelmörder Kossiorek aus dem Krakauer Militärgefängnis vorgeführt. Er wurde bereits am 18. November d. Js. durch Urteil des Militärgerichts wegen Ermordung des Stefan Cholest zum Tode durch Erschießen sowie Tötung des Jan Wrobel und Desertion zu weiteren 12 Jahren Zuchthaus verurteilt. Gegen dieses Urteil legte der Mörder Revision ein.

Kossiorek belastete seine Geliebte und bestätigte erneut, daß diese Frau auf ihn

einen unheilvollen Einfluß

ausgeübt und zu dem Mord an Wrobel überredet habe. Kossiorek bekannte sich zu der brutalen Tat, umging aber die näheren Umstände und erklärte, auf Befragen des Richters, daß ihn die Sache ungemein quäle. Als er nach der Mordtat an der Przemsabrücke zu der Marie Wrobel zurückkehrte, habe diese ihn lachend empfangen.

Nach Schluß der Beweisaufnahme beantragte der Staatsanwalt strengste Bestrafung der Angeklagten. Das Urteil lautete wegen Anstiftung zum Totschlag auf sechs **Jahre Gefängnis.**

Rundfunk

Kattowitz und Warschau.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

11,58 Zeitzeichen, Glockengeläut; 12,05 Programmansage; 12,10 Presserundschau; 12,20 Schallplattenkonzert; 12,40 Wetter; 12,45 Schallplattenkonzert; 14,00 Wirtschaftsnachrichten; 14,10 Pause; 15,00 Wirtschaftsnachrichten.

Sonntag, den 25. Dezember.

10,30: Gottesdienst aus Groß-Piekar. 15,30: Schallplattenkonzert. 16,30: Kinderfunk. 17: Konzert. 18: Populäres Konzert. 19: Aus Krakau: Hörspiel. 19,25: Uebertragung aus Warschau. 20: Konzert. 22,10: Tanzmusik.

Montag, den 26. Dezember.

10: Gottesdienst aus Lemberg. 11,35: Missionsvortrag. 12,15: Morgenfeier. In der Pause: „Alte Krippenspiele". 14,05: Religiöser Vortrag. 14,25: Volksmusik. 14,50: Aus aller Welt. 15: Volksmusik. 15,20: Schützenstunde. 16: Kinderfunk. 16,25: Briefkasten. 16,45: Vortrag. 17: Solistenkonzert. 18: Leichte Musik. 19: Vortrag. 19,15: Verschiedenes. 20: Operette. In der Pause: Sport. 22: Technischer Briefkasten. 22,20: Leichte Musik auf Schallplatten. 23: Tanzmusik.

Dienstag, den 27. Dezember.

15,25: Etwas vom Fliegen. 15,30: Nachrichten. 15,35: Das Buch des Tages. 16: Kinderfunk. 16,15: Musikalisches Zwischenspiel. 16,25: Vortrag. 16,40: Literatur. 17: Konzert. 18: Leichte Musik. 19: Vortrag. 19,15: Verschiedenes. 20: Konzert. 20,55: Sport. 21: Presse. 22: Literatur. 22,20: Tanzmusik.

Breslau und Gleiwitz.

Gleichbleibendes Werktagsprogramm

6,20 Morgenkonzert; 8,15 Wetter, Zeit, Wasserstand, Presse; 13,05 Wetter, anschließend 1. Mittagskonzert; 13,45 Zeit, Wetter, Presse, Börse; 14,05 2. Mittagskonzert; 14,45 Werbedienst mit Schallplatten; 15,10 Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, den 25. Dezember.

6: Aus dem Quedlinburger Dom: Christmesse. 6,55: Aus Hamburg: Hafenkonzert. 8,15: Morgenkonzert. 9,10: Schlesische Weihnachtsarbeiten. 9,25: Weihnachtsgebräuche. 9,50: Glockengeläut. 10: Evangelische Morgenfeier. 11: Das schlesische Jahrhundert besingt Weihnachten. 11,30: Reichssendung der Bachkantaten. 12,15: Aus Dresden: Mittagskonzert. 14: Mittagsberichte. 14,10: Neue Wege zu deutscher Innerlichkeit. 14,35: Eiland im Sandmeer. 15,30: Kinderfunk. 16: Orchesterkonzert. 18: Benediktus und Franziskus — Christkönig oder Christkind? 18,25: Unterm schläsischen Christboome. 18,50: Wetter; anschl.: Einführung in die Oper des Abends. 19: „Der Rosenkavalier". 23: Aus Dresden: Abendunterhaltung d. Kaufmanns-Orchesters.

Montag, den 26. Dezember.

6,35: Aus Bremen: Hafenkonzert. 8,15: Orgelkonzert. 9,10: Kinderspielzeug ferner Zeiten und Länder. 9,35: Verkehrsfragen. 9,50: Glockengeläut. 10: Katholische Morgenfeier. 11: Paul Ernst liest aus eigenen Werken. 11,30: Bach-Kantaten. 14: Berichte. 14,10: Waren wir Sportler mit dem Jahre 1932 zufrieden? 14,20: Rechtsfragen des täglichen Lebens. 15: St. Nikolaus zieht durch das Land. 16: Weihnachtswellen. 18: Erlösererwartung in den Kulturkreisen der antiken Welt. 18,30: Wetter und Der Zeitdienst berichtet. 19: (Hörfolge) Die Chronik des Weihnachtsbaumes. 20: Aus Königsberg: Aus Operetten. 22,30: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten und Sport. 23: Aus London: Tanzmusik.

Dienstag, den 27. Dezember.

11,30: Wetter, anschl.: Fünfzehn Minuten Landwirtschaft. 11,50: Aus Königsberg: Konzert. 15,35: Unsere Weihnachtslieder. 15,50: Auslandsdeutsche Weihnachtslieder. 16,[illegible]: Unterhaltungskonzert. 17,50: Das Buch des Tages. 18,20: Der Zeitdienst berichtet. 19: Die deutsche Akademie in Rom. 19,30: Wetter; anschl.: Abendmusik. 20: Aus Berlin: Dritter Feiertag. 22: Zeit, Wetter, Tagesnachrichten und Sport. 22,30: Theaterplauderei. 22,30: Politische Zeitungsschau. 22,50: Aus Berlin: Tanzmusik.